Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Moderne Charakterköpfe.

Von

Amely Bölte.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Louis Gerschel.
1863.

Inhalt des ersten Bandes.

Die drei Grafen.

Die drei Grafen.

Das Fräuleinstift Neuwied tritt uns mit seiner alterthümlichen Bauart, seinen Erkerfenstern und Thürmchen, seinem mit Taxushecken durchzogenen Garten, dem sich ein Wäldchen anschließt, wie eine Oase in der Wüste entgegen, wenn wir die Dörfer, Pachthöfe, Schlösser und Pfarrhäuser der Umgegend damit vergleichen.

Seiner Bauart entsprechend ist auch die ganze Einrichtung; vom goldverzierten Salon an, bis in die Küche hinab. Wie die Begründer es ausgestattet hatten, so ist hier Alles geblieben. Zur Zeit der Reformation, als man die Klöster aufhob, gründeten zwölf der ersten Familien des Landes dieses

Stift zur Versorgung der unverheiratheten Töchter ihres Hauses, und statteten es so reichlich aus, um diesen Unvermählten jeden Luxus und jede gewohnte Bequemlichkeit zu gewähren. Noch heute besteht es in gleicher Form.

Eine schöne Wohnung, eine gute Tafel, und sogar eine gemeinschaftlich zu benutzende Equipage fanden sie in dem Stifte; nur die zu allem Glücke nothwendige Erforderniß, der Wechsel, fehlte. Es gab hier keine Thätigkeit, darum auch kein Ausruhen davon. Jedes der Fräulein bewohnte ihre eigenen Gemächer. Hier brachten sie ihre Morgenstunden zu, bis das Mittagsmahl sie zusammenrief.

Je zwei und zwei von ihnen hielten sich gemeinsam eine Zofe. Somit blieb ihnen auch keine Beschäftigung der Hände, die kleinen Mühen ihrer Toilette waren ihnen alle abgenommen.

Männliche Bewohner des Hauses waren der Koch, der Kutscher und ein Diener, Gärtner und Jäger wohnten außerhalb. Ein Arzt lebte im nahen Städtchen, der Administrator fand sich nur dann und wann ein. So waren sie denn in ihrer Unterhaltung auf sich selbst angewiesen und Briefe von

fern her, Familiennachrichten, boten ein stets willkommenes Thema. Der Postbote war daher der Engel, welcher das Manna der Wüste brachte.

In einem Eckzimmer, eine bevorzugte Räumlichkeit, mit einer Aussicht nach Osten und Westen, saß an einem hellen Junimorgen eine Veteranin des Stiftes, Fräulein Therese von Eberstein. Der Kaffeetisch vor ihr war gedeckt, die Jungfer bereitete den Mokka, der freilich nur Java war, durch den geöffneten Flügel drang eine balsamische Luft ein, während sie mit ihren hellen Augen ein eben empfangenes Schreiben mit zufriedenem Lächeln durchlief.

„Guten Morgen! Gnädigste Tante!“ unterbrach sie eine jugendliche Stimme, und ein Mädchen, rosig und frisch, wie der junge Tag, zog ihre Hand ehrerbietig an die Lippen. „Nicht wahr, ich bin wieder eine Langschläferin gewesen?“

„Ich kenne schon Deine unartige Gewohnheit,“ sagte die alte Dame freundlich, und winkte ihr am Frühstückstische Platz zu nehmen. „Soeben erhalte ich eine Nachricht, die Dich mit mir erfreuen wird. Dein Vetter kommt heute.“

„Wirklich?“ rief das junge Mädchen übrrrascht.

„Du bist neugierig ihn kennen zu lernen, nicht wahr? Wie stellst Du ihn Dir denn vor? Man macht sich gewöhnlich ein ganz falsches Bild von Personen, mit denen die Einbildungskraft sich beschäftigte, bevor man sie gesehen."

„Ich denke mir ihn schön," versetzte Almeima von Riedesel schüchtern.

„Hm! Das ist Sache des Geschmacks. Ich möchte ihn nicht unbedingt so nennen," sagte die Tante bedächtig. „Auch trägt er keine Uniform, und damit geht seiner Erscheinung in den Augen von Euch Mädchen schon ein großer Reiz ab. Dafür aber ist er ein Mann im ganzen Sinne des Wortes und ein Cavalier von der Zehe bis zum Scheitel, und trägt einen prächtigen, alten Namen, der ihn in jeder Gesellschaft und an jedem Hofe einführt. Adalbert von Hoheneichen, nicht wahr, das klingt gut? Graf Adalbert von Hoheneichen! Ein solcher Name ist ein passe partout."

„Es thut mir leid, daß mein Vater nicht auch Graf ist, dann würde ich Comtesse genannt;" sagte Almeima betrübt. „Fräulein ist ja jetzt so allgemein."

„Darum nennt man Dich eine Freiin. Die

Riedesel sind ein altes Geschlecht, das ist auch zu schätzen. Dein Vater ist reich. Dadurch boten sich Deiner Mutter Annehmlichkeiten des Lebens, die meine arme Schwester Hohenheim entbehrte. Noblesse oblige! mein Kind. Der Himmel weiß, was es uns oft gekostet hat, unserem Stande entsprechend in der Welt zu erscheinen. Ein Graf ohne Vermögen ist in einer verzweiflungsvollen Lage; Hohenheim hätte sich daher ein reiches Mädchen und nicht meine Schwester heirathen müssen."

„Wenn er sie aber liebte?" flüsterte Almeima, die, soeben aus der Pension zurückgekehrt, Gelegenheit gefunden hatte, aus den Romanen von Nathusius und Penseroso Weltanschauungen zu entnehmen, als ob der Zweck des Lebens in dem Aufgehen in einer Empfindung bestehe.

„Liebt?" fragte die Tante, und zog die Stirn zusammen. „Das Wort verliert seinen Klang gegenüber den Pflichten unseres Standes. Noblesse oblige. Vergiß nie dies Motto unserer Familie."

Almeima seufzte und blickte zu den Wolken empor. Die kleinen Engel dort oben verstanden sie besser, als die Tante, sie waren nicht von Adel.

„Welches Kleid wirst Du heute anziehen?“ fragte Fräulein von Eberstein.

„Es ist so warm. Ich denke ein weißes Mousselinkleid.“

„Wähle lieber ein eleganteres. Dein Vetter liebt das. Lege auch Schmuck an, und stecke recht schöne Rosen vor.“

„Rosen?“ fragte Almeima verwundert.

„Nun ja. Es ist kleidsam. Dein Vetter könnte Dich um ein Andenken bitten und dann schenkst Du ihm eine davon.“

Das Stift besaß ein Gastzimmer, wohin die Damen abwechselnd eine ihnen theure Anverwandtin einladen durften; in dieses zog sich Almeima jetzt zurück, um ihre Toilette zu vollenden. — „Er könnte mich um ein Andenken bitten,“ flüsterte sie gedankenvoll in sich hinein, während die Zofe den Reichthum goldener Haare ordnete, und in reichen Flechten über die weiße Stirn vereinigte. „Eine Rose — bedeutet Liebe, und — werde ich ihn denn lieben, diesen fremden Vetter?“

Da schallten Rossestritte zu ihr hinauf. — Das hier ungewöhnliche Geräusch zog die Zofe nebst der

jugendlichen Herrin an das Fenster, und machte sie zu Zeugen, wie ein junger Cavalier von seinem Pferde sprang, mit klirrenden Sporen die breite Steintreppe hinauf eilte, und dem ihm entgegen tretenden Diener mit lauter, herrischer Stimme zurief: „Melden Sie Graf Adalbert von Hoheneichen bei der Stiftsdame Therese von Eberstein!“

„Das ist er!“ rief Almeima erglühend, und bog sich vor, um ihn noch in das Haus treten zu sehen. Da blickte er von ungefähr hinauf, zog seinen Hut, grüßte sie und verschwand dann erst unter der Thür. Almeima hatte erschreckt ihr Köpfchen zurückgezogen. „Mein Himmel! Kennt er mich denn?“ fragte sie sich verwundert, und fühlte sich so beschämt auf ihrer Neugierde ertappt zu sein, daß sie ihm nun nimmermehr unter die Augen zu treten den Muth fühlte.

Eine Botschaft der Tante beschwichtigte indessen solches Bedenken. Zitternd schlich sie den langen Gang hinab, und legte die Hand zögernd an den Drücker der Thür; — da stand sie auch schon dem Vetter gegenüber, der, während sie sich tief vor ihm verneigte, ihre Hand ergriff, und sie galant an seine

Lippen führte, so daß sein langer Schnurrbart an ihren weißen Fingerchen kitzelte. Etwas Aehnliches war ihr noch nicht begegnet und seltsam bewegte sie diese Begrüßung. —

Nur schüchterne Blicke wagte sie auf den fremden Vetter zu werfen, während sie ihn so gar zu gern recht im Detail gemustert hätte. Eine große Erleichterung war es ihr nun, als man sie zur Tafel rief, die Tante den Arm des Grafen Adalbert ergriff, und die Nichte ihnen folgen hieß. Schade! — Sein Haar sah von hinten etwas spärlich aus, als trage er die Tonsur eines katholischen Priesters. Aber der Schnurrbart! — Der Schnurrbart war prächtig! Und wie er kitzelte. Sie betrachtete ihre Finger, ob auch Spuren davon zurückgeblieben; doch ach! — sie schimmerten in ihrer schneeigen Glätte wie zuvor. —

Das ganze Stift war jetzt versammelt, und Therese von Eberstein entledigte sich mit Würde ihrer Pflicht, den Neffen vorzustellen, dem der Ehrenplatz neben der Frau Oberin angewiesen ward. Ein vielsagendes Lächeln umspielte den Mund des jungen Grafen, als er die Versammlung überblickte;

ja, um es besser zu können, zog er sogar noch seine Lorgnette hervor, putzte sie mit seinem gelbseidenen Taschentuche und drückte sie dann in sein Auge, um die zwölf Damen zu mustern.

Seine Nachbarin bemühte sich indessen, als aufmerksame Wirthin, ihn in eine Unterhaltung zu ziehen.

„Sie sind ein muthiger Reiter, Graf," begann sie. „Ihr Pferd scheint noch wenig die Zügel eines strengen Meisters empfunden zu haben."

„Das werde ich nachzuholen wissen", versetzte der Angeredete lächelnd. „Ich reite gern Thiere, welche sonst Niemand bändigen kann."

„Ein Beweis Ihres Muthes. — Ohne Zweifel sind Sie auch Liebhaber der Jagd."

„Womit sollte ein Edelmann sonst seine Tage ausfüllen"? erwiderte Graf Adalbert die Achseln zuckend.

„Wohl wahr; denn die älteren Söhne läßt man gewöhnlich nicht gern Militair werden, man schickt sie lieber auf Reisen."

„Ich bin ein jüngerer Sohn, meine Gnädige, und doch nicht Militair geworden. Mein Vater nannte das einen unnützen Luxus."

„Freilich! Ihr Name verpflichtet Sie zu einem gewissen Aufwand; das ist nicht zu leugnen. Noblesse oblige. Sie halten sich in einem Bade auf; — nicht der Kur wegen, hoffe ich.“

„Gewiß nicht! Meine Gesundheit ist superb. Es ist mir der Gesellschaft halber. Ich habe Freunde dort, mit denen ich zusammen wohne. Famose Kerle!“ —

„Das Bad ist zahlreich besucht, wie ich höre. Leider aber sind viele Juden dort. Das verdirbt die Gesellschaft. Die Bälle besonders werden dadurch zu gemischt.' Sie besuchen sie darum wohl nicht?“

„Doch! Es sind schöne Mädchen dabei. Colossaler Reichthum! Aber leider nicht getauft. — Und famose Toiletten!“

Almeima betrachtete schnell ihr lichtgrün seidenes Gewand, und ließ den Blick dann auf die Broche fallen, deren Brillantfeuer von den Blättern der damit befestigten Rose überschattet wurde, mit leisem Finger zupfte sie diese hinweg.

Der Graf sah eben zu ihr hinüber. Ihr Auge begegnete dem seinigen. Erröthend wandte sie es von ihm ab.

„Leider ist so viel Geld jetzt in den Händen dieser jüdischen Banquiers, daß mancher Edelmann seinen Stammbaum schon hat durch eine Verbindung mit ihnen beflecken müssen, nur um seine Güter zu retten", bemerkte seine Nachbarin bedauernd. —

„Ein solches Opfer würde ich nie bringen," erwiderte stolz der junge Graf. — „Ein bürgerliches Mädchen ist überhaupt für mich ein Gegenstand, zu dem ich mich in keine Beziehung zu setzen vermöchte."

„Halten Sie diese Gesinnnng fest!" erwiederte die Oberin warm. „Der Adel ist ohnehin nicht mehr das, was er einst war und noch sein sollte; um so sorgfältiger muß man ferneren Lücken in unseren Reihen vorbeugen."

„Das wendet sich doch eigentlich nur auf die Ritter des „von" an, denen über Nacht so ein Diplom für Geld und gute Worte zugeworfen worden ist; — nicht auf den alten Reichsadel, den Niemand mehr verleihen, noch nehmen kann."

In diesem Geiste wurde zu allseitiger Befriedigung die Unterhaltung fortgesetzt, bis die Frau

Chanoinesse das Zeichen zum Aufbruche gab. Graf Adalbert von Hoheneichen bot ihr, als der Vornehmsten, nachdem man sich allseitig unter tiefen Verbeugungen ein gesegnetes Mahl gewünscht, seinen Arm und führte sie in den Salon, wo der Kaffee gereicht wurde. Gleich darauf meldete der Diener, die Stifts-Equipage sei vorgefahren, um Fräulein Therese von Eberstein mit ihrem Gaste spazieren zu fahren. Der Wagen bot vier Plätze; faßte daher Tante, Nichte, den Grafen und noch eine Person, und da ward natürlich der Oberin zuerst der Antrag, von der Partie zu sein. — Gnädig lächelte sie Gewährung und man stieg ein. —

Almeima's Herz klopfte fast hörbar, als sie sich jetzt an der Seite ihres Vetters befand, und sein Arm den ihrigen berührte. — Rasch flogen die vier muthigen Rosse mit ihnen dem Walde zu, dessen hohe Buchen sich zu einem schützenden Laubdache über ihren Häuptern zusammenzogen und die Sonnenstrahlen verscheuchten. — Wie tiefblau schimmerte der Himmel durch das Grün, wie lächelte Flur und Wald! Das junge Mädchen glaubte die Natur nie

so schön gesehen zu haben, wie heute, wo sie an der Seite ihres Vetters saß. —

Während die beiden älteren Damen ihr gegenüber sich unterhielten, begann auch der Graf ein Gespräch mit ihr, das freilich nur aus Fragen und Antworten bestand.

„Kehren Sie bald zurück nach Schloß Eselsrück?“ fragte er sie.

„Sobald mein Vater mich abholt, und das wird nächstens geschehen.“

„Sind Sie gern auf dem Lande?

„Ich glaube nicht; denn mir wird die Zeit lang.“

„Haben Sie nicht oft Besuch?“

„Selten. Mein Vater liebt es nicht.“

„Womit bringen Sie denn Ihre Tage hin?“

„Ich? — Ich gehe spazieren.“

„Ganz allein?“

„Wie sollte ich anders.“

„Ich möchte dort sein, um Sie zu begleiten.“

„Sie sind sehr gütig.“

„Darf ich kommen?“

„Warum nicht?“

„Wollen Sie es verantworten? — Wollen Sie

mich bei Ihrem Vater anmelden und mich empfangen?"

„Ich?" rief sie erschreckt. „Warum ich? — Sie sind ja sein Neffe."

„Sie aber sind die Tochter und vertreten die Stelle der Frau vom Hause; sobald Sie mich also einladen, bedarf ich keiner andern Aufforderung mehr."

„Daran habe ich noch nie gedacht!" sagte sie verwundert.

„Die Freiin von Riedesel ladet mich ein auf ihr Schloß, nicht wahr, so ist es?"

„Gott! Das klingt ja allerliebst. So hübsch habe ich mir meine Stellung nie ausgemalt."

„Und als Bürge ihres Wortes reicht sie mir ein Pfand, — ein Angedenken dieser Stunde?"

„Gewiß — gern; — aber was?" Sie sah verwirrt auf ihre Rose herab. „Vielleicht diese Blume — würde das genügen?"

„Ohne Zweifel; — denn sie sagt mehr noch, als ich zu fordern so kühn war," erwiderte der Graf, sich galant verneigend, während er zugleich die Rose in sein Knopfloch steckte. Almeima betrachtete ihn dabei bewundernd und wie verklärt.

Er erschien ihr so groß, so prächtig, so herrlich, wie sie nie einen Mann gesehen. Die Tante lächelte in sich hinein. Sie hatte das Paar nicht aus den Augen gelassen, und Alles mit angehört, während sie scheinbar eifrig fortsprach. —

Als man das Stift wieder erreichte, warf die Sonne tiefe Schatten. Der Graf befahl sein Pferd vorzuführen; denn er hatte noch einen weiten Ritt. Alle Damen bedauerten seine Entfernung, am meisten aber Almeima. Sie stand am Fenster und sah ihm nach, als er im vollen Galopp über den Schloßhof sprengte, und — ihr Herz mit sich fortnahm. —

Ein Mädchenherz, in seinem unbewußten Sehnen, ist schnell gewonnen!

Die Nacht war hereingebrochen, als der Graf Görlitz erreichte. Hier hielt er vor dem Hause eines Pferdehändlers an. „Ich kann das Thier nicht brauchen!" heischte er dem Stallknechte zu. „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich nächstens kommen werde, den Schwarzen zu versuchen, Adieu."

Raschen Schrittes eilte er von dannen. Der Diener sah ihm kopfschüttelnd nach. Ihm schien

es, als sollte sein Herr mit diesem Grafen keine guten Geschäfte machen.

Der von Graf Adalbert zu seinem Aufenthalte gewählte Badeort lag zwei Stunden von der Stadt, eine Entfernung, welche auch der rascheste Schritt nur um weniges zu verkürzen vermochte. Mitternacht nahte, als er unter den Höhen hinwanderte, denen die Quellen entsprangen, welche hier Heilung gewährten. Alles war schon zur Ruhe gegangen an diesem Orte, wo frühzeitiges Erwachen, um der Sonne einen Vorsprung abzugewinnen, erfordert wurde. Nur ein einzelnes Lichtchen ließ sich hier und dort noch erspähen, das der Betriebsamkeit diente, die sich gar häufig, um das tägliche Brot zu gewinnen, des Schlafes entrathen muß.

Vor einem einzeln stehenden großen Hause hielt Graf Adalbert seine Schritte an und schellte. Sogleich ließ sich aus höchster Höhe eine Stimme vernehmen, hinabrufend: „He, endlich! Wo hast Du denn so lange gesteckt?“

Der so Angeredete berücksichtigte diese Frage nicht. „Macht nur rasch auf!“ lautete seine kurze Erwiderung. „Ich bin verteufelt müde.“

Ein Licht bewegte sich langsam die Stiegen hinab und ein Schlüssel drehte sich in der Thüre. Ungeduldig stieß sie der Harrende auf und verschwand. Bald darauf wurde es im vierten Stocke wieder hell. Eine große Dachstube, mit drei Fach Fenstern in der Mitte des Giebels erbaut, hatte Graf Eberhard aufgenommen. Hier hauste er „auf Schlafstelle" — wie man es nannte, mit seinen zwei Freunden, dem Grafen von Löwenstern und von Wiedenhof, Beide, wie er, dem alten Reichsadel angehörend, und so arm, daß sie mitunter nur gemeinsam einen Rock besaßen. Dies war auch jetzt gerade der Fall. Graf Eberhard legte so eben das ihnen gemeinsam gehörende Kleidungsstück ab und hing es sorgfältig an die Wand. Dann nahm er am Tische Platz und stützte nachdenklich, oder vielmehr traurig, sein Haupt.

Seine beiden Gefährten warfen sich vielsagende Blicke zu. Graf Löwenstern, der Jüngste unter ihnen, nahm endlich das Wort:

„Nun höre mal, es sieht wohl schlimm aus mit der bewußten Angelegenheit?" begann er, aushorchend.

„Schlimm?“ erwiederte Jener. „Warum schlimm? — Nur zu gut steht es und — doch — schlimm.“

„Na! höre mal; das ist auch jeredet wie nicht gescheut,“ fiel hier Wiedenhof, mit echt Berliner Dialekt, nach Art der Garde-Lieutenants, die Worte betonend ein. „Jut und doch schlimm. Es gehört ein etwas jroßer Jeist dazu, das zu capiren. Mir ist es leider nicht jegeben, Dich auf solchen Pfaden zu begleiten. Wenn Du Dich in das Dunkele erjehst, dann bist Du für mich verloren, wie Aeneas für seine Dido.“

„Laß das Witzeln!“ sagte Eberhard verdrießlich.

„Du kannst uns doch wohl Rede stehen, ob es mit Deinem „jut“ etwas zu bedeuten hat?“ fuhr Wiedenhof unerbittlich fort.

Statt eine Antwort zu ertheilen, erhob sich der Graf, ging nach dem eben abgelegten Kleidungsstück, zog die Rose aus dem Knopfloch, und verbarg sie in seiner Westentasche.

„Suchst Du etwas?“ fragte Löwenstern mitleidig den niedergeschlagenen Freund.

„Etwas?“ fragte dieser bitter. „Sage Alles

und Du triffst das rechte Wort. — Meine Ehre möchte ich wiedergewinnen."

„Puh! — Das alte Lied!" spottete Wiedenhof. „Habe nur erst eine volle Börse und das Andere findet sich von selbst."

„Für Dich; nicht so für mich. Ich kann nicht vergessen. Ich kann nicht Comödie spielen, wie Du. Ist denn das Leben so viel werth, um sich selbst ihm zu opfern?"

„Ein Traum ist es, das weißt Du ja," sagte Löwenstern heiter; „und selbst unser Träumen bleibt nur ein Traum. Also — fort mit den Grillen! Sahst Du sie?"

„Ja," sagte der Andere, tief Athem schöpfend, „ich sah sie und — sie verliebte sich in mich."

„Und das macht Dich so traurig?" riefen beide Freunde zugleich aus, während sich das lebhafteste Vergnügen in ihren Mienen aussprach.

„Weil es nur der erste Act der großen Comödie ist, die ich nun durchführen soll, um dieses junge, unschuldige Wesen an einen Mann zu ketten, der von ihr nichts begehrt, als ihr Vermögen, um da=

mit seine Schulden zu bezahlen und von dem Ueberreste lustig zu leben."

„Wer wollte das so ernst nehmen!" rief Löwenstern munter. „Sie will es ja nicht besser. Warum verliebt sie sich in Dich?"

„Ja, warum verliebt sie sich in Dich. Juter Jott! Daß mir das nicht passirt ist, statt Deiner. Höre! Ich mache mich zu Deinem Stellvertreter, wenn Dir die Sache zu bedenklich wird."

„Danke, danke! — Damit wäre ihr nicht geholfen, und mir noch weniger. — Nun betreibt aber auch Eure Angelegenheiten; denn länger als zwei Tage kann ich nicht warten, dann muß ich wieder zu ihr hin. Bis dahin könnt Ihr den Rock benutzen."

„Und mit dem Pferde kamst Du glücklich durch?"

„Vortrefflich. Das ist der einzige Vortheil meines alten Namens; es borgt sich gut darauf. Der Pferdehändler vertraute mir das Roß an auf Cavaliers-Parole. — Sehr oft möchte mir der Spaß aber nicht mehr hingehen; besonders wenn das Probiren eines Pferdes in einem so viele Stunden

dauernden Ritt besteht. Einmal mag es noch durchgehen; öfter gewiß nicht.“

„Dann findet sich eine andere Quelle. — Kommt Zeit, kommt Rath; wie erst die Braut und dann die Frau!“

„Löwenstern macht heute verdammt schlechte Witze,“ sagte Wiedenhof lachend. „Das kommt, weil er nicht zu Nacht gespeist hat.“

„So laßt uns die Ruhe suchen, und unser Licht schonen,“ sagte Graf Eberhard, löschte die Kerze aus und tappte nach seinem Lager.

„Und träumen, wie unsere Ahnen nicht allein zu Nacht speisten, sondern auch zu Nacht tranken, — die alten Prasser! — statt zu sparen und zu sammeln für uns, ihre darbenden Enkel,“ rief Löwenstern mit Pathos. Die Andern lachten und damit endete ihr Gespräch.

Almeima träumte in dieser Nacht von ihrem Vetter. Als sie in der Frühe des nächsten Morgens bei ihrer Tante eintrat, bekannte sie ihr mit holdem Erröthen dies Verbrechen. „Ich sehe Adal-

bert hat Eindruck auf Dich gemacht," sagte diese. „Das Unglück ist so groß nicht. Ich werde Deinem Vater darüber schreiben. Ich sehe nicht ein, was er gegen diese Verbindung einwenden könnte."

Das junge Mädchen küßte die Hand der gnädigen Tante und verließ eilig das Zimmer, um den Sturm der durch diese Aeußerungen in ihr wach gewordenen Gefühle in der Einsamkeit auszuweinen. Sie wußte selbst nicht, wie ihr zu Muthe war. Nur schien es ihr, als habe sie ein so großes Glück nicht verdient.

Graf Adalbert saß indessen in seiner Dachstube und rauchte bedächtig seine letzte Cigarre. Er hatte heute Hausarrest. — Seinen guten Paletot trug Wiedenhof; während Löwenstern in einem abgetragenen hellgrauen Morgenanzuge die Promenaden besuchte. Ersterer hatte sich nach einem einsam gelegenen Landhause, an das sich eine klappernde Mühle schloß, begeben. In dieser idyllischen Umgebung spielte auch er ein Idyll. Die Besitzerin dieses kleinen Gutes war die Wittwe eines reichen Fabrikanten, welche, gleich ihrer berühmten Vorgängerin von Ephesus, ihre Trauer nicht ewig im

Herzen zu bewahren beabsichtigte; nur kam es ihr nicht sowohl auf einen Freier, als auf dessen Namen an. Sie wollte mit ihrem Reichthum einen Titel erkaufen. Von Allen, die sich bei ihr schon gemeldet, bot ihr nun keiner eine glänzendere Zukunft, als Graf Wiedenhof von Wallbusch-Ottinghausen. Sie konnte mit diesem Namen eine ganze Visitenkarte füllen, darüber eine Krone mit fünf Zacken stechen, und sein Wappen noch außerdem in irgend einer Ecke anbringen lassen; — war dies geschehen, so durfte sie mit Sicherheit erwarten, in jedem Salon der Welt mit Freuden begrüßt zu werden.

Solche und ähnliche Betrachtungen hatten sie mehr und mehr für seine Bewerbungen eingenommen, ohne daß sie gleichwohl das entscheidende Ja bis jetzt gesprochen. — Der Graf wurde endlich ungeduldig. Entweder, oder, sagte er sich, als er heute bei ihr eintrat.

Madame Elisabeth Jochmus, vielleicht diese verzweifelte Stimmung ihres Bewerbers ahnend, hatte gleichfalls einen Enschluß gefaßt. Seiner Ankunft schon harrend, stand sie in weißer Mor-

genkleidung, von rothen Bandschleifen übersäet, auf ihrem Altan, und schaute nach ihm aus. Als er sie gewahrte, grüßte er hinauf. Dieser Gruß beseitigte ihren letzten Zweifel. — Die Art, wie so ein Graf sich verneigte, erlernte ein anderer Mann nimmermehr!

Unangemeldet trat er jetzt bei ihr ein, legte seinen Hut ab und setzte sich ihr schweigend gegenüber. „Was fehlt Ihnen, Graf?" fragte sie verwundert. —

„Ich komme Ihnen Lebewohl zu sagen, gnädige Frau! Mein Entschluß ist gefaßt. Ich gehe nach Amerika. Mein Koffer steht schon gepackt. Morgen reise ich."

„Ohne meine Antwort abzuwarten?"

„Aus Ihrem Zögern errathe ich sie."

„Man kann sich irren!"

„Hätten meine Wünsche Erhörung gefunden, so würden Sie nicht Woche auf Woche haben vergehen lassen, ohne mich aus dieser ängstlichen Spannung zu reißen. Ich liebe Sie, Sie wissen das; Sie aber haben ein kaltes Herz und wollen mit dem Kopfe wählen, der aus unserer Verbindung

ein Rechenexempel macht. So leben Sie denn wohl, Elisabeth; — wir sehen uns vielleicht nie wieder.“ Er stand auf. —

„Graf Wiedenhof!“ rief die bestürzte Wittwe, und erhob sich, als wolle sie sein Davoneilen verhindern; „warum diese Heftigkeit? — Sie kennen ja meine Zuneigung für Sie und wissen recht gut, daß mein Herz sich lange für Sie entschieden hätte, wenn Sie nicht eine Bedingung stellten, deren Erfüllung mein Ja zurückhält.“

„Also ist es das? — Jott im Himmel! — Bei Ihrem colossalen Vermögen noch an die paar Thalerchen zu denken, deren ein Edelmann bedarf, um unverschämte Schuldner zu befriedigen! — Freilich, wer an das regelmäßige Leben von Fabrikherrn gewöhnt ist, den mag das jeniale Treiben eines ersten Cavaliers befremden. Der hohe Adel kann sich freilich nicht benehmen, wie ein städtischer Philister, der erst seine paar Pfennige zählt, und dann kauft. Wir nennen das lumpig. — Man muß seiner Generosität freien Lauf lassen, das allein ist vornehm. Bei Ihrem Vermöjen, Jott des

Himmels, welchen Platz in der Gesellschaft könnten Sie occupiren, wie herrlich die jroße Dame spielen!"

„Ich will es ja auch," rief Frau Elisabeth Jochmus kleinlaut, und nahm von ihrem Schreibtische ein Document, das sie dem sich ereifernden Liebhaber hinhielt. — Kaum hatte dieser einen Blick darauf geworfen, so verklärte sich sein Gesicht, und sich auf sein Knie niederlassend rief er, begeistert ihre Hand an seine Lippen ziehend: „Himmlisches Weib! — Du siehst zu Deinen Füßen den glücklichsten Sterblichen, nenne mir nun auch den Tag, wo ich Dich als Jattin an meine Brust drücken darf!"

Frau Elisabeth Jochmus lächelte hold auf den Flehenden herab. — Ein Graf zu ihren Füßen verursachte ihr die allerangenehmste Empfindung.

„Sie selbst mögen ihn nun bestimmen," sagte sie mit lieblicher Verschämtheit, und zog ihn empor.

„Ich!" rief der berauschte Liebhaber und warf einen zärtlichen Blick auf das in seiner Hand befindliche Document. „Dann noch heute, noch in dieser Stunde, noch in dieser Minute."

„Ungestümer Graf!" rief die Wittwe verweisend;

„das ist ja ganz unmöglich. Es fehlt mir ja noch die bräutliche Kleidung.“

„Alles Nebensache! — Ich sehe auf das Herz, und mache mir nichts aus dem Jewande. — Da ich zu bestimmen habe, so warte ich in keinem Falle.“

Mit vieler Mühe beschwichtigte die Wittwe ihn so weit, daß er sich bis zum kommenden Mittwoch gedulden wollte. — „Mir schwindelt,“ sagte sie, „wenn ich bedenke, was mir bis dahin noch Alles zu thun bleibt.“

„So will ich mich denn entfernen, um Sie desto sicherer bald ganz Mein zu nennen,“ rief der überglückliche Bräutigam und eilte in den Wald hinaus, in dessen düsterstem Verstecke er sein Document hervorzog, und las und wieder las: — Zehntausend Thaler, zahlbar bei Frei u. Co. in Breslau, am Tage meiner Vermählung.

Graf Löwenstern traf ihn in dieser Verzückung. Des Weges wandelnd in der Gesellschaft des Banquier Ottenheimer, dessen Tochter Emma er verehrte, gewahrte sein scharfes Auge schon aus weitester Ferne seinen Freund Wiedenhof, der, an den Stamm einer

alten Eiche gelehnt, zum Himmel hinaufblickend, laut deklamirte. „Das mag schlecht abgelaufen sein,“ dachte der junge Mann, sein Gespräch mit dem schwarzgelockten Fräulein an seiner Seite fortsetzend, während sein Ohr die Worte der Verzweiflung des unglücklichen Liebhabers zu erspähen trachtete. Doch, wie er auch horchte, er konnte den einzelnen Lauten keinen Sinn abgewinnen. Indessen kamen sie näher.

„Wiedenhof!“ rief er ihm zu, „was fehlt Dir? Du hörst und siehst ja nicht und sprichst in die Luft hinein, wie ein trunkener Poet. Erwache!“

Diese Anrede brachte den verzückten Bräutigam zu sich. Schnell vergrub er sein Dokument in der Brusttasche, zog mit ritterlichem Anstande seinen Hut, und wünschte den Damen, Mutter und Tochter, einen jehorsamsten juten Morgen. —

„War das ein Abschiedsbrief, den Du da einsteckteſt?“ flüsterte ihm Löwenstern zu.

„Jott bewahre! Es sind die zehn Tausend. Mittwoch bekomme ich sie.“

„Gottlob!“ rief Löwenstern, und wandte sich wieder zu Fräulein Ottenheimer, bei der er noch kein so gutes Resultat erzielt hatte; denn wie sehr auch

die Tochter ihm geneigt sein mochte, wie warm die Mutter auch für ihn sprach, und eine stolze Befriedigung darin fand, ihre Emma als Frau Gräfin begrüßen zu hören; der Herr Papa betrachtete die Partie immer nur von der praktischen Seite und setzte allen Vorzügen des gerühmten Schwiegersohns den einen großen Einwurf entgegen: „aber, er hat ja nicht einen rothen Heller und taugt zu keinem Geschäfte."

Trotzdem empfing er ihn freundlich und hatte nichts dawider, wenn der Graf neben seiner Emma herwandelte, und sie gnädiges Fräulein nannte; denn er verstand nichts von Menschenherzen, und ahnte nicht, welchem Feuer er sein Kind aussetzte, das seine Gefühle nicht numerirt in der Brust trug.

Wiedenhof wandelte neben Ottenheim des Weges zurück, und da er eigentlich keinen Grund hatte, aus seinem Glücke ein Geheimniß zu machen, so theilte er diesem im Vertrauen mit, daß Frau Jochmus ihn heute durch ein Ja erfreut habe.

„Da machen Sie eine gute Partie und eine sehr gute, sage ich Ihnen", versetzte der Banquier, dem die finanziellen Umstände der Wittwe nicht

unbekannt waren. „So etwas hätte ich mir auch für meinen Sohn gewünscht. Der hat es sich entgehen lassen. Aber freilich „der Name!“

Lilienstern hatte diese Aeußerung gehört. —

„Glauben Sie, daß Ihr Herr Vater wirklich Werth auf diesen Titel legt? — Glauben Sie, daß er ihn dem Reichthum gleich schätzen würde?“ fragte er Emma.

Das Mädchen blickte verlegen vor sich nieder. — „Ich zweifle“, sagte sie leise.

„Und Sie?“ fragte Lilienstern kleinlaut.

„Ich — theile seine Ansicht.“

Der junge Mann erblaßte. — Den Eindruck ihrer Worte bemerkend, fügte sie schnell hinzu: — „Denn Beides ist ja von geringem Werthe, ich möchte darauf mein Glück nicht bauen, es davon nicht abhängig machen.“

„Und wovon denn?“ fragte er leise.

„Von meinem Herzen,“ flüsterte sie.

Beide verstummten. Sie hatten sich nun nichts mehr zu sagen, wenigstens vor Zeugen nicht, und warteten eine stille Stunde ab, um das, was ihre Augen jetzt redeten, in Worte zu kleiden.

Langsam kehrten sie nach dem Städtchen zurück. Es säuselten die Bäume, von lauem Weste sanft bewegt, es sangen die Vögel ihre Lieder in den leichten Aether hinauf, nur Heimchen zirpten, Quellen rauschten und das Waldgrün duftete, und die ganze Natur athmete jenen Frieden und jenes Glück, das auch uns Menschen mit erfaßt, so oft wir uns diesem stillen Zauber leihen, den das geheimnißvolle Walten jener Kraft für uns besitzt, die wir als Gottheit verehren. —

Das junge Paar ging den Uebrigen voran, Frau Ottenheimer hatte sich zu den beiden Herren gesellt, welche von Politik und dem Börsencourse redeten und, was der Wald zu ihnen sprach, nicht hörten und auch nicht verstanden.

Graf Adalbert von Hoheneichen sah aus seinem Fenster gedankenschwer auf die niedere Erde herab, als seine beiden Freunde des Weges kamen. Sie begleiteten den Banquier und seine Familie noch bis an das Hôtel zum Prinzen von Preußen, dem ersten Gasthof des Ortes, nicht nur aus Höflichkeit, sondern auch um einer Nachfrage wegen ihrer Wohnung zu entgehen, denn, wie natürlich empfingen

sie dort keine Besuche, ließen alle Bestellungen — Rechnungen nicht ausgenommeu — beim Portier abgeben, der ein für allemal die Weisung hatte, jene drei Grafen als nicht zu Hause zu melden. —

In sehr erregter Stimmung traten sie dann endlich bei ihm ein, Graf Wiedenhof mit dem Stolze eines erhörten Liebhabers, sein jüngerer Freund, durch das halbe Geständniß seiner Emma, von Hoffnung und Furcht wechselnd bewegt; denn beglückte ihn auf der einen Seite der Gedanke von dem Mädchen wirklich um seiner selbst willen geliebt zu sein, so setzte es ihn auf der anderen in einige Verlegenheit, was er mit ihrer Zuneigung, ohne den baaren Zuschuß seines Schwiegervaters, beginnen sollte. Beide schütteten endlich ihr Herz gegen Adalbert von Hoheneichen aus, und forderten seine Theilnahme wie seinen Rath. Die erstere widmete er seinem Freunde Wiedenhof sogleich, als dieser ihm jenes Document mit tiefbewegter Stimme vorgelesen hatte.

„Das ist der schönste Liebesbrief, den Deine Dulcinea Dir schreiben konnte“ rief er lachend aus. „Wahrhaftig! Das Weib hat Verstand. Sie sieht es ein, daß man einen Grafentitel nicht so ohne

Weiteres in die Tasche stecken kann. Umsonst ist der Tod. Sie hat sich indessen ziemlich lange gesträubt, und es will mich bedünken als sei sie, im Punkte des Geldes, etwas spröden Herzens. Sieh Dich also nur vor, Freund, damit Du endlich nicht doch noch auf dem Holze sitzest."

Wiedenhof zog die Augen bedeutsam in die Höhe und strich seinen Schnurrbart.

„Es ist wahr," sagte er, „sie hängt ein wenig mehr an ihren Thalern, als mir lieb ist, doch in der Ehe findet sich das. Für's Erste diese zehn Tausend; dann sehen wir weiter. Kommenden Mittwoch findet die Vermählung statt."

„Und mit welchem Brautgeschenke denkst Du sie zu überraschen?" fragte Adalbert.

„Ich? Jütige Allmacht? Wohin denkst Du? Indem ich mich selbst gebe, erhält sie ja das Kostbarste, was ich besitze."

„Und hoffentlich wird sie dafür erkenntlich sein und Dich in Gold fassen lassen," sagte Löwenstern lachend.

„Wäre die Hochzeit nur erst vorüber," bemerkte der glückliche Bräutigam kleinlaut.

„Warum? Ist Deine Ungeduld so groß, dies Weib an Deine Brust zu drücken, daß Du die Stunde nicht erwarten kannst, wo dem Hause Wiedenhof die Ehre widerfährt eine Jochmus in den Stammbaum aufzunehmen?"

„Ach! Wenn es nur das wäre; aber — der Rock!"

„Wie so? Was ist mit dem Rocke?"

„Wenn Du ihn nun auch brauchtest, worin sollte ich dann zur Kirche gehen?"

„O göttlicher Unverstand!" rief Graf Hoheneichen kopfschüttelnd. „Als ob Du auf dieses Dokument hin nicht Röcke genug bekommen könntest. — Ich will Dir einen Rath geben. Vertraue es mir an, und wenn ich übermorgen nach Neuwied reite, so spreche ich bei dem Schneider in Görlitz vor und bestelle Dir einen hochzeitlichen Anzug, wie er dem Grafen Wiedenhof von Wallbusch Ottinghausen an seinem Ehrentage gebührt; denn eine Jochmus findet man nicht oft."

„Spotte nur! Es ist doch nichts als reiner Zufall, daß Du grade auf ein Mädchen aus altem Hause gefallen bist; und meine Wittwe ist mir immer noch lieber als Löwenstern's Rebecka."

„Was das anbelangt, so sehe ich eben keinen großen Unterschied,“ sagte Graf Hoheneichen spöttisch. „Sobald eine Person nicht von Geburt ist, so bleibt es ziemlich einerlei, ob Jud' ob Christ. Die Confessionen werden nicht gerechnet. — Entweder von Adel oder nicht von Adel; aus diesen beiden Klassen besteht die menschliche Gesellschaft und ein Drittes erkenne ich nicht an.“

Seine Freunde schwiegen verstimmt. Es verdroß sie Ansichten ausgesprochen zu hören, welche sie stets getheilt hatten, ohne sie endlich doch bewähren zu können.

Es war ein warmer Sommertag. Die Fenster standen geöffnet. Von der Promenade schallten die Töne der Musik zu ihnen herauf, bei deren Klange die müßige Welt vergaß, wie kurz die Spanne Zeit, Leben genannt, einem Jeden von ihnen zugemessen, und daß nur der wahrhaft weise sei, welcher sich, inmitten zweier Ewigkeiten, der Minute erfreue.

Wiedenhof hatte ein Stück Papier ergriffen, und, wie unbewußt, Figuren darauf gezeichnet. Er schien in trübes Sinnen vertieft und seine Freunde störten ihn nicht. — Plötzlich aber sprang er mit allen Zeichen lebhafter Freude empor und rief:

„Jott des Himmels! Ich habe ein Jedicht jemacht!"

„Das ist Dein Scherz!" erwiderte Lilienstern, ihn verwundernd ansehend.

„Wer weiß, wozu seine Jochmus ihn noch begeistern kann," sagte Hoheneichen spottend.

„Na! Ihr wollt mir's nicht jlauben. Aber hört mal zu. Es klingt mir wunderschön. — Wenn ich ihr das sende, mit einem enormen Bouquet, so dächte ich, könnte sie an meinen ungestümen Empfindungen nicht zweifeln, selbst wenn ich mich übermorgen, wo Hoheneichen den Rock trägt, krank melde." —

„Die Idee, Deine Wittwe zu besingen, gefällt mir," sagte Löwenstern lachend. „Laß uns hören, welche Reize Du ihr angedichtet."

„Ich bin für das Positive, das Reale —

„Aber nicht Reelle," unterbrach ihn Hoheneichen.

„Ich bitte Dich, störe mich nicht!" rief Wiedenhof. — „Ich bin ein praktischer Mensch, das wißt ihr, und habe darum auch auszudrücken gesucht, was man mit seinen Augen sehen, mit seinen Händen fassen kann."

„Das ist aber nicht poetisch!" sagte Löwenstern.

„Höre mich doch erst an! Also: rief Wiedenhof.

„Ich liebe Dich, Du holdes Weib'
„Und daß ich's nicht verhehle,
„Möcht' essen Deinen schönen Leib,
„Und trinken Deine Seele."

„Na, sage mal, das ist ja ganz colossal schön!" rief Hoheneichen ergötzt. „Die Liebe hat Dich ja wahrhaft begeistert. — Ich esse Deinen schönen Leib und — wie war es doch gleich? — trinke Deine Seele? — Sage mir, wo hast Du das hergenommen, Mensch? — Doch nicht aus Dir selbst?"

„Er hat es in irgend einem Dichter gelesen. — Kommt nicht so etwas in den Rittern vom Geiste vor, die ein gewisser Gutzkow geschrieben hat?" fragte Löwenstern nachsinnend.

„Wohin denkst Du," sagte Wiedenhof verächtlich. „Ich und lesen, und nun gar lesen, was solche Federfüchse schreiben. Ne, höre mal, da ist mir meine Zeit doch zu kostbar. — Wenn ich die Kreuzzeitung studire, bei der einige anständige Menschen thätig sind, so habe ich alles, was mein Jeist und mein Herz an Lektüre bedarf und was mein Jedicht

betrifft, so versichere ich auf Ehre, es ist rein aus mir selbst hervorjejangen."

„Na, wir wollen es glauben," erwiderte Hohen-eichen. „Jedenfalls wird Deine Jochmus davon entzückt sein. — Diese bürgerlichen Kreaturen legen großen Werth auf solch' Geschreibsel und haben es sogar in die Mode gebracht, von einer Aristokratie des Geistes zu reden, als ob es einen andern Adel geben könnte, als den von Gott geschaffenen."

„Es ist lächerlich!" versetzte Wiedenhof. „Eine Aristokratie des Jeistes! Ebenso gut könnte man endlich auch eine Aristokratie der Beine erfinden!"

„Famose Idee!" rief Hoheneichen. „Dir kommen mit Deiner guten Partie auch allerlei gute Gedanken."

„Wenn es nur seine eigenen wäre," fiel Löwenstern zweifelnd ein; „denn ich entsinne mich in den Werken der Gräfin Ida Hahn-Hahn schon von aristokratischen Händen gelesen zu haben."

„Was der alles weiß," bemerkte Hoheneichen. „Wo hast Du denn in Deinem kurzen Leben die Zeit gefunden, den Bücherwurm zu spielen?"

Wiedenhof hatte indessen nach einem reinen

Bogen Papier gesucht und begann sein Gedicht auf das Zierlichste zu copiren. Löwenstern sah nach der Uhr. „Willst Du noch ausgehen?" fragte ihn Hoheneichen. „Ich wollte Dir eben eine Partie Écarté vorschlagen."

„Ich bedaure, Dir nicht Gesellschaft leisten zu können," erwiderte der junge Mann mit halbem Lächeln. — „Um zehn Uhr habe ich versprochen, bei der Ruine zu sein."

„So?" rief Hoheneichen langgedehnt. „Das ist ja famos! Die Sache wird romantisch! Na, höre mal, lasse Dich nur nicht auf blinde Eier ein."

Löwenstern seufzte. — „Ich lege mein Geschick in Emma's Hand," sagte er ernst; „sie mag unser Beider Loos bestimmen."

Er verließ das Zimmer. Graf Hoheneichen gähnte, und schauete träumerisch in den Abendhimmel hinaus. Im Stifte zu Neuwied wurde zu gleicher Zeit von ihm gesprochen. Die zwölf Jungfrauen saßen eben um den Theetisch versammelt und plauderten von den Begebenheiten des Tages. Sie waren am Morgen aufgestanden, hatten zu Mittag gespeist, eine Promenade gemacht, kleine

Sünden begangen und dem lieben Gott leichte Gelegenheit geboten, ihnen etwas zu verzeihen. — Bei solchem Einerlei ihrer Tage war die Erinnerung an den Besuch des Grafen Adalbert von Hoheneichen immer noch ein Wechsel, um Stoff zu erneuerten Unterhaltungen daraus zu entnehmen. Von den Zwölfen kannte die Eine immer noch besser, als die Andere, die Geschichte seines Hauses und seinen ganzen Stammbaum und wußte daraus Grade der Verwandschaft zusammenzustellen, die zu Widerspruch reizten und ein lebhafteres Gespräch herbeiführten. Denn ohne Reibung kein Feuer. — Almeima von Riedesel allein schenkte ihnen dabei keine Aufmerksamkeit. Ihr lag es nicht an dem, was einst gewesen, sie hing sich an die lebensvolle Gegenwart und ihr junges Herz klopfte hoch bei dem Gedanken an einen Mann, der das Ideal ihrer Träume geworden, dem sie sich und ihre Zukunft anzuvertrauen nicht bangte. Glückliche Täuschungen dieses Alters, das von dem Leben nichts kennt, als die Sehnsucht der eigenen Brust und das Bedürfniß nach Glück, nach unbeschreiblichem, unermeßlichem Glücke. —

Wann wird er wiederkommen? fragte sie sich, ohne daß sie die Tante um dies Wann? zu befragen den Muth hatte. Doch schauete sie häufig zum Fenster hinaus, richtete den Blick in die weiteste Ferne, die Straße entlang, von woher er damals gekommen, und wohin er damals auch ihrem Blicke entschwunden.

Wie lang ist so ein Tag, wo sich an jede entschwundene Minute eine getäuschte Hoffnung knüpft!

Ein Gewitter hatte in der Nacht die Luft abgekühlt, frisch lächelte die Sonne auf die bethaueten Fluren herab, und Gras und Blumen erhoben stolz ihre Häupter, den prächtig heraufziehenden Tag mit neuem Glanze zu schmücken. —

Almeima öffnete ihr Fenster und sog den Duft ein, welcher von Wald und Flur ihr entgegenströmte. Es lockte sie hinaus. Doch ungewöhnt an die fremde Umgebung, wo nicht, wie in der Heimath, weit und breit umher, jedes Kind sie kannte, rief sie die Jungfer herbei und forderte sie auf, ihr zu folgen. — Sie hatte keine Ahnung davon, daß sie damit zugleich noch ein armes Wesen beglückte; denn es war nicht Sitte im Stifte, die

Zofen frische Luft schöpfen zu lassen, weil Gott die dienende Klasse ja zum Dienen und zur Arbeit, und nicht zum müßigen Umherschlendern in Wäldern und auf Feldern erschaffen hatte; dazu waren ja ihre gnädigen Herrschaften in der Welt.

Wie es kam, daß das Fräulein von Riedesel die staubige Landstraße zu ihrer Promenade erwählte, statt des mit weichem Moose bedeckten Waldpfades, das vermochte sie selbst kaum zu sagen; denn sonderbarer Weise fand sie es grade hier sehr reizend und achtete der Sonne brennende Strahlen nicht.

Sie wanderte weiter und immer weiter, von ihrer Sehnsucht getrieben, lockte sie die Ferne.

Am Rande eines Wäldchens angekommen, winkte dessen Saum so einladend, daß Almeima ihn zum Ruheplätzchen erwählte. Jetzt, als sie sich setzte, fühlte sie erst, wie weit sie gegangen! —

Eine Staubwolke rollte jetzt rasch zu ihr heran; und als sie im Nahen vor ihrem Blicke zerstob, wurde ein Reiter sichtbar, dessen Anblick einen leisen Ausruf des Staunens, der Ueberraschung, vielleicht auch der Freude auf ihre Lippen jagte. — Er hielt sein Pferd an, sprang ab, faßte es beim

Zügel und nahte ihr. Sie hätte, gleich dem Vogel Strauß, das Köpfchen unter die eigenen Flügel verstecken mögen; denn er war's, der Vetter war's; was mußte er von ihr denken, sie hier, hier auf der Landstraße zu finden?

„Ah! Gnädigstes Cousinchen!" rief der junge Graf die schüchterne Almeima an, „das ist ja famos." Und wieder drückte er das Händchen an seine bärtige Lippe, doch ohne daß sie den Schnurrbart fühlte, weil sie Handschuhe trug. —

Er wollte sich zu ihr setzen; doch der ungeduldige Rappe ließ sich nicht am Zügel in dieser Stellung halten; so schlug er ihr denn vor, sie nach Neuwied zu begleiten. Langsam neben ihr hinwandelnd, legten sie den weiten, weiten Weg zurück. Die Jungfer folgte. Wie vieles ließ sich in dieser traulichen Nähe plaudern, besprechen, austauschen! Was im Verkehr der Welt Jahre nicht erzielen, das begünstigte dies ungestörte Beisammensein. Sie sprachen von ihrer Kindheit, dem Elternhause, der Heimath. Almeima vergaß endlich ganz, mit wem sie redete. — Seit sie die Pension verlassen, hatte sie keine so glücklichen Stunden verlebt; denn weder auf dem

Gute ihres Vaters, noch hier im Stifte bei der Tante Therese, fand sie Jemand dem Alter nach ihr nahe genug stehend, um mit Geduld zuzuhören, wenn sie von sich, von ihrem Leben, von ihren Freuden und ihren Leiden sprach. —

„Ich kann mit Ihnen reden, als ob ich einen Bruder hätte, Vetter Adalbert," sagte sie endlich voll kindlichen Zutrauens und wagte den ersten Blick zu ihm hinauf. — Schnell aber senkten sich wieder die langbeschatteten Lider, als ob der Strahl, der sie getroffen, ihr weh gethan.

Die Frau Oberin mit den zwölf Fräulein hatte sich indessen an die Tafel gesetzt, mit einer Entschuldigung, die Rückkehr der Freiin von Riedesel nicht erwarten zu können. Therese von Eberstein schien verstimmt. Sie begriff selbst nicht, was aus ihrer Nichte geworden sei und war der mancherlei anzüglichen Bemerkungen der im Punkte der Etikette überaus strengen Stiftsdamen herzlich überdrüssig; sie schwieg daher und gebot durch ihre abweisende Miene auch den Andern Schweigen. — Nur Blicke und halbe Bemerkungen drückten daher das Erstaunen und die Verwunderung über eine Begebenheit aus,

die im Stifte, wo der Kreislauf der Tage einem Uhrwerk glich, für ein Erlebniß galt. —

Der Nachtisch war schon aufgetragen, da meldete der Diener, man werde so eben des gnädigen Fräuleins ansichtig, und indem nun, wie auf ein Zeichen, sämmtliche Köpfe sich dem Fenster zugewandt, gewahrte man zu aller Erstaunen den Grafen von Hoheneichen und Almeima von Riedesel. — Ein lächelndes Hm! folgte dieser Entdeckung. —

Therese von Eberstein allein ließ ein befriedigendes Ah! vernehmen; denn ihr war jetzt der Spaziergang der Nichte und deren verspätete Rückkehr zu voller Befriedigung erklärt. — Sie bedauerte nur, daß die Antwort von ihrem Schwager noch nicht eingelaufen, um damit segnend ihre Hände über das ihrem Herzen so nahe stehende Paar ausbreiten zu können. Die Kinder ihrer beiden theuren, dahingegangenen Schwestern zu vereinen, gehörte zu ihren Lieblingswünschen und wie nahe stand sie jetzt diesem Ziele!

Sie duldete daher auch nicht, daß man Almeima mit irgend einer Bemerkung kränke. Schützend breitete sie ihre Flügel über deren junge Liebe, und

verließ sie mit keinem Auge, außer wenn sie sie, mit dem Vetter allein, in ihrem Zimmer geborgen wußte. So verstrich denn dieser Tag dem jungen Mädchen wie ein neuer Tag des Glückes, und der Vetter fand sich mehr und mehr in seine ihm vom Schicksal aufgedrungene Rolle, ein Herz für sich gewinnen zu sollen, das der Eigennutz ihn begehren lehrte. —

Sein Freund Wiedenhof hatte indessen das ein Dutzend Mal copirte Gedicht, als der Vorrath seines Papieres verschrieben, für hinreichend gut erklärt, um es seiner theuren Wittwe zu senden und die aus verschiedenen Gärten mit leichter Hand geraubten Blumen, zu einem Strauße gewunden, hinzugefügt; nur der Bote blieb ihm dann noch zu finden übrig.

„Wie wär' es, wenn Du es in meinem Namen überbrächtest, Löwenstern, und ihr mein Unwohlsein schildertest?“ hatte er kleinlaut bemerkt. —

Der junge Mann sah ihn gutherzig an und sagte nach einiger Ueberlegung:

„Wenn ich Dir einen Dienst damit erweise, warum nicht? — Wer weiß überdem, wie lange wir hier noch beisammen sind; so will ich denn

wenigstens diesen Stein zu dem Bau Deines Glückes mit herbeitragen helfen."

Wiedenhof drückte ihm schweigend die Hand und wandte sich ab, die in seinem Auge perlende Thräne zu verbergen.

„Ja," sagte er dann, sich fassend, „es ist nun bald vorbei mit unserm glücklichen Junggesellenleben; und ich bin der Erste, der von dannen zieht. — Halte mich dann nicht für undankbar, wenn ich Dir nicht an meinem Tische einen Platz anbiete; Du weißt ja — sie liebt die Thälerchen. Kann ich Dir aber sonst einen Gefallen erweisen, bei Jott und meiner Ehre, Nacht und Tag bin ich bereit, Dir körperlich zu dienen wie und wo ich kann. Das sind nicht Worte — nein, — Du wirst schon sehen."

Er warf sich ihm an die Brust und hielt ihn lange umschlungen, seine Rührung zu verschlucken. Auch Löwenstern war bewegt. — Schweigend machte er sich endlich los und eilte fort, seinen Auftrag auszuführen. —

Er fand die Wittwe in voller Thätigkeit. Sie räumte, ordnete, befahl hier und befahl dort; dennoch nahm sie den Freund ihres Verlobten sogleich an.

„Unwohl!“ rief sie. „Und gestern noch in der blühendsten Gesundheit.“

„Es ist nur vorübergehend,“ beruhigte sie Löwenstern, „und morgen hofft er Ihnen wieder aufzuwarten.“

„Es ist ja auch unser Polterabend; doch werden wir ihn still begehen, weil unsere gegenseitigen Bekannten sich ganz fremd sind. — Wollen Sie den Grafen jedoch begleiten, so sind Sie willkommen.“

Löwenstern dankte, eine früher getroffene Verabredung vorschützend, und empfahl sich. Das Gedicht hatte sie nur eines flüchtigen Blickes gewürdigt, er konnte seinem Freunde keine Nachricht bringen, wie es ihr gefalle; sie schien der Poesie nicht zugänglich zu sein.

Wiedenhof hatte sich indessen die Zeit mit Packen vertrieben. — Mancher Seufzer entstieg dabei seiner Brust. — Was würde die Wittwe sagen, wenn er mit diesem einzigen, fast leeren Koffer bei ihr einzog? — Wie er die Sachen auch drehte und wendete, die Zahl seiner Besitzthümer vergrößerte sich damit nicht, und immer noch blieb sein Gepäck sehr leicht. — Löwenstern pfiff eine Arie dazu; — auch er schien

ernsten Gedanken nachzuhängen. Um die zehnte Stunde entfernte er sich wieder, wie er auch gestern gethan.

Adalbert von Hoheneichen kehrte, wenn auch spät, doch in guter Laune nach Hause zurück, und brachte Wiedenhof den Trost, daß der Schneider seine Bestellung ausführen werde. Dieser, überhaupt heute in sehr bewegter Stimmung, sah ihm lange gerührt in das Auge. „Also das eine Mal noch" sagte er endlich weich, „wird ein Freund dem andern seinen Rock borgen; während die Bibel nur davon redet, es solle der Besitzer von zweien solche Christenpflicht üben. — Du bist doch wirklich ein recht guter Mensch, Hoheneichen, und eines bessern Schicksals werth."

„Als Dir meinen Rock zu borgen?" rief dieser gezwungen lachend; denn die wehmüthige Stimmung des Anderen steckte ihn fast mit an; „das weiß Gott! — Ich, Graf Adalbert von Hoheneichen, sollte Dir den Rock schenken können und noch ein Dutzend anderer dazu. — Höre, Freund! Es ist doch eigentlich nichts mit solchem Grafentitel, wenn er auf keiner soliden Basis beruht."

„Sage das nicht," rief Wiedenhof bedenklich. „Iraf bleibt Iraf! Das hat schon meine Iroß-mutter immer gepredigt. — Und meine Jochmus hätte mich auch nicht jenommen, wenn ich ohne Jeburt in die Welt jetreten wäre."

Sie setzten sich noch mit einander an das Fenster, so spät es auch war, und erwarteten die Ankunft Löwensterns, der ungewöhnlich lange ausblieb. Der Mond war untergegangen, nur die Sterne leuchteten ihnen, während die Mitternacht mit säuselndem Hauche die Atmosphäre bewegte und ihnen durch das geöffnete Fenster kühlere Lüfte zutrug. — Beide standen der Lösung ihres Schicksals gegenüber, und traten ihm mit Bangen entgegen; Wiedenhof fürchtete, ohne es sich selbst gestehen zu wollen, die Abhängigkeit von einer Frau, die er, in seinem Adelstolz, als unter sich betrachtete, und die ihn würde fühlen lassen, daß sie die Herrin des Hauses sei; Adalbert von Hoheneichen dagegen sah den Moment nahen, wo er bei Herrn von Riedesel um seine Tochter anhalten mußte, und — wie sollte er diese Bitte einkleiden?

Die Müdigkeit beschwichtigte endlich ihr beider-

seitiges Sinnen, schlaftrunken gewannen sie ihr Lager, mit einem halben Gedanken nur noch bei der Abwesenheit ihres Freundes verweilend, dessen Rückkehr, zu solcher Stunde, fast in Frage stand. Was sie jetzt nur flüchtig in Verwunderung setzte, sollte, als die Morgensonne voll in ihre Fenster schien, ein Gegenstand ernster Sorge für sie werden. — Wo war Löwenstern geblieben? — Wen hatte er so spät noch aufgesucht?

„Wir müssen uns nach ihm umsehen,“ sagte Hoheneichen. „Wir müssen nachfragen, was aus unserm Freunde geworden ist?“

„Jewiß müssen wir das!“ entgegnete Wiedenhof seufzend. „Aber — wie führen wir es mit dem einen Rock aus? Meine Jochmus erwartet mich.“

„So eile zu ihr, suche aber auf dem Wege dahin den Banquier Ottenheimer zu sehen und mit seiner Tochter Emma ein heimliches Wörtchen zu reden; denn hier ist die einzige Auskunft zu gewinnen, wie ich glaube.“

Wiedenhof erklärte sich dazu gern bereit, vollendete seine Toilette und eilte in großer Aufregung

von dannen. Hoheneichen sah mit gefalteter Stirn ihm nach. Er trauete seinem Freunde kein besonderes diplomatisches Talent dazu, und besorgte, daß er seinen Auftrag nicht mit dem feinsten Takte ausführen werde. Jedoch — was ließ sich hier ändern? Da er nicht selbst gehen konnte, so mußte er ihm schon dies Vertrauen schenken.

Stunde nach Stunde verrann — und wie langsam verstrichen dem Harrenden solche Momente, — ohne daß die Einsamkeit des Bewohners der Dachstube durch irgend eine Nachricht unterbrochen wurde. Bücher, Journale fanden sich nicht vor, womit er die Zeit hätte ausfüllen können. Im Zimmer sah es nicht allzu behaglich aus. Wiedenhof's einziger Koffer stand, auf zwei zusammengerückte Stühle gestellt, in der Mitte des Gemaches, und da dieser seine Arbeit noch nicht daran vollendet, so lagen allerlei Gegenstände zerstreut umher, welche an Trennung und Abreise mahnten.

Düster schauete Graf Hoheneichen bald auf seine nächste Umgebung, bald in die Ferne hinaus und trommelte dazu ungeduldig mit den Fingern auf das Fenstergesimse.

Da klopfte man. — Gottlob! Ein Etwas, das seinen Gedankengang unterbrach! —

Es war der Postbote, mit einem Briefe, der den Stempel Neuwied trug.

Hastig erbrach er ihn.

Was konnte die Tante Therese ihm zu melden haben?

Sie schrieb:

Mein lieber Neffe!

Mein Schwager Riedesel ist gestern Abend spät hier eingetroffen, um mündlich auf meinen letzten Brief zu antworten. Wir haben bei verschlossenen Thüren eine lange Dich betreffende Unterhaltung mit einander gehabt, in deren Folge ich Dir sogleich schreibe, und diese Zeilen durch einen Boten nach Görlitz sende, damit sie Dich morgen in aller Frühe erreichen und Dich auf die Ankunft Deines Onkels vorbereiten, der nicht viel später dort ankommen wird.

Ich habe ihn leider meinen Plänen für Dich weniger günstig gestimmt gefunden, als ich hoffte. Das Vorurtheil, wodurch er sich Deinem Vater entfremdete, hat sich auch auf den Sohn über=

tragen. — Die Hoheneichen, behauptet er, seien von alten Zeiten her schlechte Wirthe gewesen, die nur Schulden zu machen verständen, und durch reiche Heirathen ihren gesunkenen Credit wieder emporzubringen gewußt. — Er könne Dich nicht als Ausnahme gelten lassen, bevor er Dich erprobt. — Wenn wirklich Neigung Dich eine Verbindung mit seiner Tochter wünschen lasse, und nicht Eigennutz — ein Gedanke, den er verabscheue — so würdest Du nicht abgeneigt sein, auf seine Pläne für Dich einzugehen. — Ich bitte Dich nun inständigst, ihm ruhig zuzuhören und nichts zu übereilen. Almeima ist in jedem Bezug eine gute Partie, sie liebt Dich überdem, so daß Du es gewiß bereuen würdest, ein solches Glück von Dir gewiesen zu haben. Gieb also nach! — Dein Onkel meint es eigentlich doch gut mit Dir, und seine etwas plebejischen Ansichten von einem nützlichen Leben, muß man ihm verzeihen, wenn man sieht, was er auf seinen Gütern gewirkt, wovon Du die Früchte genießen kannst, wenn Du willst. — Darum — füge Dich seinen Ansichten und be-

denke das Noblesse oblige. Du bist Deinem alten Namen dies kleine Opfer schuldig.

Deine Dir wohlgewogene Tante
Therese von Eberstein.

Bitterer Unmuth malte sich in den Zügen des Grafen, während er das Schreiben durchlas und es dann in seiner Hand zusammenknitterte, als wolle er dem armen Papiere seinen Zorn entgelten lassen.

„Das fehlt nur noch!“ rief er, sich Luft machend aus, „daß ich, Adelbert Graf von Hoheneichen, im Schweiße meines Angesichtes mein Brod äße! Verdammt lustige Idee! Ersonnen in der Hölle! — Wozu wäre man denn hochgeboren, wenn man nicht minder des Pöbels gemeinen Betrieb theilen und nur das erworbene Brod essen sollte! — Es ist wirklich kolossal, so etwas zu denken.“

Doch ach! indem er noch nach immer neuen Worten zur Erleichterung seines Unmuthes suchte, klopfte es abermals, und herein trat der Portier des Hauses, mit einer Karte in der Hand. „Der Herr wollte durchaus in des Herrn Grafen Zimmer dringen,“ sagte er, „und Sie hier erwarten. Er

behauptete, als Ihr Herr Onkel habe er ein Recht dazu."

„Gott der Gnade!" rief Adelbert entsetzt, als er den Namen Riedesel erblickte. „Er erwartet mich im Hôtel zum Kronprinzen und ich" — — Er unterbrach sich, um nicht laut hinzuzufügen — „habe keinen Rock!"

„Hören Sie!" rief er nach augenblicklichem Nachdenken, „Sie müssen mir den Grafen Wiedenhof auffinden, wo er auch sei. Eilen Sie ihm nach, nur schaffen Sie ihn mir, so wie er ist. — Am sichersten trifft man ihn da draußen bei der Frau Elisabeth Jochmus. Aber schnell, schnell! Und, kommt jener Herr indessen wieder — so — ich schließe mich ein — so bin ich nicht zu Hause und Sie haben den Schlüssel nicht."

Der Portier erwiderte mit scheuem Blicke, daß er des Herrn Grafen Befehle pünktlich ausrichten würde; innerlich aber war er geneigt, das Gegentheil zu thun; denn in seiner Tasche fühlte er das Goldstück, welches Herr von Riedesel ihm mit seiner Karte in die Hand gedrückt hatte, und sein Motto war: l'argent oblige.

Wiedenhof war nicht aufzufinden. Die Wittwe hatte ihn am Morgen nur einen Augenblick flüchtig gesehen, und schauete bereits ungeduldig nach dem Bräutigam aus, der ihr versprochen, in einer Stunde wiederzukehren und immer noch vergeblich auf sich warten ließ. Ohne ihn konnte sie unmöglich die Vorfeier zu ihrer Hochzeit begehen.

Graf Hoheneichen gerieth über diese Neuigkeit außer sich. — „Donner und Doria!" rief er, den Lieblingsfluch seines Hauses gebrauchend, „wohin hat den der Teufel geführt? Erst Löwenstern fort, dann Wiedenhof und während der Zeit sitze ich hier allein und verlassen, ein Gefangener, und möchte vor Verzweiflung aus der Haut fahren; denn was wird der alte Riedesel sagen? — Was wird er von mir denken? — Am allerwenigsten die Wahrheit, daß ich keinen Rock habe, weil ich ein so gutmüthiger Narr gewesen bin, ihn zu verborgen, damit ein Anderer eine Braut gewinne, während ich — Almeima verliere."

Die Nennung dieses Namens besänftigte seinen Zorn. Traurig setzte er sich an das Fenster, stützte

den Kopf in die Hand und sah aus, wie ein Bild der edelsten Resignation.

Wiedenhof tanzte indessen gleichfalls nicht auf Rosen. Er hatte, seinem Versprechen gemäß, den Banquier Ottenheimer aufgesucht, und war hier mit einer Fluth von Vorwürfen empfangen worden, deren Sinn ihm erst nach und nach klar wurde. Löwenstern blieb verschwunden; doch leider nicht allein. Auch Emma war fort. Heute früh hatte man die Entdeckung gemacht, daß sie das elterliche Haus verlassen; für's Erste dachte man an eine verlängerte Promenade. Frau Ottenheimer suchte diese Ansicht laut festzuhalten, während sie heimlich Boten über Boten aussandte, die Tochter einzuholen; als jetzt aber Wiedenhof erschien und von Löwensterns Abwesenheit sprach, da tagte es plötzlich vor den Augen des unglücklichen Vaters, und nun traf sein ganzer Zorn den Freund des Mannes, der ihm sein Kind geraubt hatte.

„Sie stehen mir für ihn," rief der entrüstete Mann. „Sie helfen mir ihn wiederfinden. Sie wissen, wo er ist. Gestehen Sie es nur! — Sie

kommen nur, mich auszuhorchen. Sie sollten mit mir unterhandeln!"

Vergeblich betheuerte der Graf seine Unwissenheit, wie seine Unschuld. Ottenheimer legte auf seine Versicherungen kein Gewicht und blieb dabei, daß er ihn festhalten werde, bis er den Aufenthalt des Mädchenräubers verrathe.

„Sie begleiten mich, und helfen mir sie finden!" rief er, und ließ den sich sträubenden Wiedenhof neben sich in den Wagen steigen, ohne Rücksicht auf dessen Gegenvorstellungen, daß seine Wittwe, seine Jochmus auf ihn warte, um ihren Polterabend mit ihm zu feiern.

„Was, Polterabend!" rief Ottenheimer kaltsinnig gegen das Glück des Andern. „Erst begleiten Sie mich an die Eisenbahn, damit ich telegraphiren kann, und dann gehen wir auf alle Postämter in die Runde."

„Jott des Himmels!" rief Wiedenhof entsetzt. „Ich bin ein verlorener Mann! Die zehn Tausend!"

Während er nun an der Seite des unglücklichen Vaters von Ort zu Ort flog, mit tauben Ohren für dessen Klagen, und tiefem Mitleid gegen sich

selbst, eilten die Stunden an ihm vorüber, und die Nacht senkte Schatten tief auf Stadt und Land, als der Banquier endlich die Rückkehr befahl und den verzweifelnden Grafen heimführte. — Immer war es noch früh genug, zu seiner Jochmus zu eilen und sich zu entschuldigen wegen des unfreiwilligen Ausbleibens; nur säubern wollte er mit rascher Hand die ganz bestäubte Kleidung und zugleich dem armen Wiedenhof mit einem halben Worte das Erlebte melden. Rasch flog er die Treppen hinauf, und rief in dem düstern Gemache nach seinem Freunde; doch keine Stimme antwortete. — Schlief er denn schon? Er trat an des Grafen Lager, suchte nach seinem Ohre; aber da fand sich nichts zu zupfen. — Er zündete endlich Licht an. — War es Wirklichkeit, war es Traum? — Nein, Niemand im Zimmer.

„Auch der fort!" rief er nun entsetzt. „Auch er! Auch er! — Und — ohne Rock. — Jottlob daß er nicht früher davon gelaufen ist. Na! Laß ihn! Ihm ist wohl, doch mir ist besser."

Da gewahrte sein Auge eine Kiste, die eben geöffnet schien und, indem er genauer hinblickte,

leuchtete ihm ein weißer Papierstreifen entgegen, den er, gegen das Licht haltend, als die Schneiderrechnung erkannte, für — war es denn möglich? — für seinen Hochzeitsanzug.

Hochzeitsanzug? Was war denn aus dem geworden? Die Kiste leer? Nirgends die Spur eines Kleidungsstückes?

Da tagte es vor seinen Blicken. — Ha! — Der Graf hatte seinen neuen Anzug angelegt und damit das Weite gesucht.

Diese Entdeckung übermannte ihn fast. — Dieser Verrath brach ihm das Herz. Er lehnte sich gegen die Wand, um nicht die Besinnung zu verlieren. — Was sollte nun aus ihm werden? — Würde seine Jochmus mit ihm im Paletot an den Altar treten wollen?

Indessen — zwischen heute und morgen lag noch eine ganze Nacht, und einstweilen drängte die Zeit, seiner Verlobten den Grund seiner verlängerten Abwesenheit zu erklären; so faßte er sich denn, schloß die Thüre ab, und eilte davon, zagend, welcher Empfang ihm werden würde.

Herr von Riedesel, ein ernster, strenger Mann,

schon im vorgerückten Alter, mit etwas schroffem Wesen, stand indessen seinem Neffen gegenüber und betrachtete ihn mit mißtrauischer Miene. Der junge Herr war zu Hause gewesen, das wußte er; und dennoch erschien er erst jetzt um die neunte Stunde vor seinem Onkel, der ihn hier in einer Angelegenheit aufsuchte, die ihn doch lebhaft interessiren mußte. Er sah ihn lange prüfend an; dann sagte er kalt und gemessen: „Ich liebe die graden Wege, Herr von Hoheneichen. Meine Schwägerin wünscht eine Verbindung zwischen den Kindern ihrer Schwestern, damit mein Vermögen in der Familie bleibe. Ich sträube mich dagegen nicht, sobald es meinen Nachkommen auch aufgehoben ist, denn die Riedesel sind nicht gewohnt in einer Dachstube zu wohnen, noch ihre Röcke zu versetzen."

„Herr!" rief Adelbert von Hoheneichen aufspringend, und zornesglühend die Hand erhebend; „das fordert Blut. So beleidigen läßt sich kein Edelmann."

„Ruhig, mein Neffe!" erwiederte Herr von Riedesel, mit langsamer Neigung seines Hauptes, „Wahrheit zu reden geziemt mir, sie aus meinem

Munde anzuhören, ist Ihre Pflicht. — Niemand darf sich seiner Thaten schämen. Dürfen Sie als Edelmann eine vierte Etage bewohnen, so müssen Sie viel zu stolz und vornehm sein, der Welt ein Geheimniß daraus machen zu wollen und einen Portier zu Ihrem Vertrauten in dieser Angelegenheit zu wählen."

Der junge Mann sah beschämt vor sich nieder. „Der Elende!" murmelte er. „Alles auszuplaudern!"

Herr von Riedesel lächelte. „Es ist schon ärgere Verrätherei begangen worden, als diese hier," sagte er. „Christus ward um dreißig Silberlinge verschachert; Ihre Geheimnisse erhielt ich für einen Napoleon. — Sie dürfen mir nicht verdenken, daß ich sie mir erkaufte, denn ich bin Vater, mein Kind ist mein theuerstes Gut auf Erden und der Mann, dem ich ihr Schicksal anvertraue, — weil diese grauen Haare es verlangen, ihr einen jüngeren Beschützer zu suchen, — der muß, wenn er auch arm ist, wenn er auch großen Leichtsinns schuldig gewesen, ein Ehrenmann dennoch sein, der mit

seinem Worte nicht spielt, nicht krumme Wege geht, nicht lügt und nicht betrügt."

„Herr!" rief Hoheneichen abermals aus und seine Augen blitzten Dolche.

„Ruhig!" gebot Herr von Riedesel mit derselben imponirenden Kopfbewegung; „ich sage ja nicht daß Sie so sind, noch so sein sollen, ich rede nur von meinen Ansprüchen an den mir zu wählenden Eidam. — Wollen Sie dieser werden, à la bonneheure; so machen Sie Ihre Ansprüche durch jene Offenheit geltend, welche in meinen Augen des Mannes erste Zierde ist; legen Sie mir unumwunden Ihre Verhältnisse dar."

Hoheneichen kämpfte mit den peinlichsten Empfindungen. So hatte noch Niemand mit ihm zu sprechen gewagt, und dennoch — so sehr er sich beleidigt fühlte, gefiel ihm dieser Mann.

„Ich hege die Ueberzeugung, daß Ihnen die Finanzen der Hoheneichen besser bekannt sind, wie mir selbst," erwiederte er endlich zögernd.

„Kann sein," versetzte Herr von Riedesel mit einem Lächeln, dem es nicht an einer Beimischung stolzer Befriedigung fehlte. „Kann sein, und —

ja, es ist so. Doch, wie Sie individuell zu Ihrer Familie stehen und in diese Lage gerathen sind, das möchte ich von Ihnen selbst erfahren. Ihr Vertrauen wird Ihnen das meinige gewinnen."

Hoheneichen seufzte. Nie wurde eine Beichte mit weniger gutem Willen, noch mit tieferer Demüthigung abgelegt; doch, da sein Verstand ihm sagte, sein Onkel könne dies Bekenntniß fordern, so gewann er es über sich der Nothwendigkeit dies Opfer zu bringen.

Er war zu Ende.

Herr von Riedesel saß ihm nachdenkend gegenüber. Wie in die Gegenwart zurückkehrend, bemerkte er dann plötzlich:

„Es ist eben nichts Neues, das Gleiche passirt manchem Sohne aus altem Hause. Müßiggang rc. Doch — Eins haben Sie vergessen; — von Ihrem Rocke zu reden. Sie haben den da erst diesen Nachmittag und — mit welchem Gelde eingelöst?"

„Herr! Das ist zu arg!" rief Hoheneichen Wuth schäumend. „Sie glauben wirklich, daß ich meine Kleidungsstücke versetze? — Nein, diese Beleidigung überwiegt Alles! Wenn Sie eine solche Meinung

von mir haben, so kann ich Ihr Schwiegersohn nicht sein."

„So!" erwiederte Riedesel gedehnt. Und das wären nicht bloße Worte? — Sie hätten nicht wirklich ohne Rock heute Stubenarrest gehabt?"

„Ich habe Stubenarrest gehabt," sagte Hoheneichen stolz, und seine gefaltete Stirn zeigte, daß sein Unmuth die letzte Grenze erreicht; „ja, Herr von Riedesel, ich Graf Adalbert von Hoheneichen, saß dort oben in einer Dachstube den lieben, ganzen Tag als Gefangener, weil ich meinen Rock nicht versetzt, aber verborgt; — weil ich ihn einem Freunde geborgt hatte, der noch ärmer ist als ich, der seine Braut besuchen wollte, besuchen mußte, und um dessen willen ich noch jetzt dort oben sitzen und Sie auf mich warten lassen müßte, wenn nicht soeben dies, sein Hochzeitskleid, vom Schneider gesandt worden wäre."

„So!" sagte Herr von Riedesel und seine Züge nahmen unmerklich einen andern Ausdruck an. „So also steht es mit unserm Grafen! — Hm! — Seinen Rock auf die Weise zu verborgen, das ist doch eine eigene Sache. Ob ich der Mann dazu wäre, das

lasse ich dahin gestellt. - Somit wären wir fertig, bis auf heute fertig; und morgen fängt ein neuer Tag an. — Sagen Sie mir nun ohne Hehl, trauen Sie sich den Muth zu, mich nach Eselsruck zu begleiten, und dort von mir zu erlernen, wie man seine Güter verwalten muß, um mit der Industrie des Zeitaltes Schritt zu halten?" Er hielt ihm dabei die Hand hin. — Mit festem Drucke erfaßte sie der junge Mann und lag an seines Onkels Brust. —

Als am folgenden Morgen die Glocken der Kirche die feierliche Handlung verkündigten, welche den Grafen Wiedenhof mit Frau Elisabeth Jochmus vermählen sollte, da bestieg Herr von Riedesel seinen Wagen, um, in Begleitung seines künftigen Schwiegersohnes, nach Neuwied zurückzufahren, und seiner Schwägerin den angenehmen Auftrag zn ertheilen, Almeima unter ihrem Schutze zu behalten, bis der Graf seine Probezeit bestanden habe. —

Fräulein Emma Ottenheimer war noch nicht aufgefunden; wenige Tage darauf aber meldete Graf Wiedenhof, — seine glücklich vollzogene Verbindung anzeigend, — daß er von Löwenstern einen Brief erhalten habe, aus Hamburg datirt, von wo er sich mit

seiner Emma nach Amerika eingeschifft, um dort von ihrem großmütterlichen Vermögen eine Besitzung zu kaufen. —

Herr von Riedesel machte in seinem Testamente die Bedingung, Graf Adalbert von Hoheneichen solle künftig den Namen von Riedesel=Hoheneichen führen, und als, in Folge dieser Bestimmung, Almeima's glücklicher Gatte nun auch mit seinem Wappen eine Veränderung vornahm, so ließ er in diesem zugleich noch einen Rock anbringen, zur Erinnerung an die Dachstube und ihre Bewohner.

Die Eifersüchtige.

Die Eifersüchtige.

In einem behaglich eingerichteten Salon saßen in der Dämmerstunde zwei Damen in ernstem Gespräch begriffen. — Tiefe Stille lagerte ringsumher, nur durch das Knistern der Kaminflamme unterbrochen. Am Abendhimmel malte sich purpurn die scheidende Sonne und beleuchtete matt die gelblichen Tinten des Herbstes, womit der Wald noch die schon zum Winterschlafe vorbereitete Landschaft belebte.

Eine Pause war in der Unterhaltung entstanden, während der Diener die helle Astrallampe in die Mitte des Tisches rückte. Als er sich entfernt, nahm die Aeltere der Beiden das Wort:

„Der Beruf der Frau ist so schön wie schwer,"

redete sie ihre jüngere Gefährtin an, welche, den Kopf in die feine, weiße Hand gestützt, traurig mit den großen, blauen Augen, deren geröthete Ränder von vergossenen Thränen sprachen, zu ihr hinüberblickte. „Du hörst das heute nicht zum ersten Male von mir, liebe Emma, und dennoch, so oft ich auch schon in demselben Sinne zu Dir gesprochen, immer wieder und wieder muß ich Dich daran erinnern, das von Dir selbst gewählte Joch nun auch würdig zu tragen. — Wenn Du Dir manches so ganz anders vorgestellt, Dich in mancher Beziehung in Deiner Ehe getäuscht gefunden hast, so trifft mich wenigstens kein Vorwurf, daß ich es an einer mütterlichen Warnung fehlen ließ. Nicht, wie so viele andere Töchter bist Du unvorbereitet in die Ehe getreten; nicht wie so viele andere Mütter habe ich einen Schleier über die Sorgen und Mühen, die Täuschungen und Thränen meiner eigenen Vergangenheit gelegt und Dir, um Dich verheirathet zu sehen, Dein Loos als junge Gattin zu rosenfarben gemalt. Dieses Leichtsinns bin ich nicht schuldig gewesen. Im Gegentheile! Das ernste Bild Deiner Zukunft, womit ich Deine glücklichen Jugendträume

unterbrach, mein bestimmter Wunsch, daß Du so jung an keine Heirath denken möchtest, würde manches Mädchen abgehalten haben, den wichtigen Schritt gegen die Billigung ihrer Mutter zu thun."

„Zürne mir darum nicht," rief die junge Frau bittend und bot, wie zur Versöhnung, die Hand. „Ich liebte Eduard, ich bewunderte in ihm das Ideal meines Mannes und — ich liebe ihn noch heute genug, um auf's Neue mein Loos an das seinige zu knüpfen, wäre der kirchliche Segen erst jetzt darüber zu sprechen."

„Und dennoch finde ich Dich mit verweinten Augen, mich um Rath, Trost und Hülfe angehend? — Warum ist diese Liebe denn jetzt nicht mehr Dein Glück wie sie es damals war, als Du mit Deinem Eduard, selbst ohne meinen Muttersegen, bis an das Ende der Welt zu pilgern entschlossen warest?"

„Weil er diese Liebe nicht mehr in demselben Grade würdigt, weil ich ihn nicht dadurch zu beglücken vermag, weil er meine Empfindungen nicht länger theilt!"

„Bist Du dessen so gewiß?"

„Ach! leider liegt es nur zu deutlich auf der

Hand!" rief die junge Frau schmerzlich. „Leider entfremdet er sich alle Tage mehr von mir!"

„Entfremdet?" wiederholte die Matrone bedenklich. „Entfremdet! Das ist ein hartes Wort. Entfremden dürfen sich nicht Leute, welche die heilige Verpflichtung übernommen haben, gemeinsam Söhne und Töchter heranzubilden zur Ehre Gottes und der Menschheit Wohl. — Was meinst Du mit diesem Entfremden, Kind? Worin beweist es sich?"

„In seiner Kälte, in seiner Gleichgültigkeit. Er hat kein Auge mehr für mich. Er sieht mich oft kaum."

„Nicht doch! Unmöglich! Du bildest Dir es ein."

„Bei Gott nicht, Mutter!" betheuerte die Tochter mit zitternder Lippe. — „Ich sehe ihn nur noch bei den Mahlzeiten. Er ist zerstreut, hört kaum auf das, was ich erzähle, antwortet So! Hm! als achte er auf meine Worte, bis ich seufzend inne geworden, wie sehr ihn meine Unterhaltung langweile, um endlich gänzlich zu schweigen."

„Und was sagt er dazu, wenn Du ihm stumm gegenübersitzest?"

„Sagen? — Er bemerkt es wohl kaum oder

auch, bemerkt es mit Vergnügen, weil er sich dann seinen eigenen Gedanken überlassen kann."

„Und die Kinder?"

„Sie theilen das Loos ihrer Mutter. Auch für diese hat er kein Herz mehr."

„Unmöglich! Ich habe ihn ja als so zärtlichen Vater gesehen, während meiner ersten Anwesenheit hier, wo er das älteste Söhnchen mit seinen Küssen oft zu ersticken droht."

„Solche Momente hat er auch jetzt noch, er sucht die Kinder in ihren Zimmern auf und herzt und küßt sie; aber er duldet sie nicht um sich."

„Wie meinst Du das, nicht um sich?"

„Nicht im Wohnzimmer, nicht am Tische. Sie verderben die Möbel. — Sie stören ihn durch das lebhafte Aussprechen ihrer kleinen Wünsche. Sie sollen sich in seiner Gegenwart still verhalten. — Wie ist das möglich? — Sie sollen, wie Sclaven vor ihrem Meister, vor ihm erzittern. — Wie könnte ich meinen Kindern diese knechtische Furcht anerziehen? Vergeblich jede Vorstellung! Eduard will, oder kann sich nicht mit mir darüber verstän=

digen, es ist unmöglich ihn zu überzeugen! — Hin ist mein Glück! Hin, unwiederbringlich hin."

Die Matrone verstummte vor diesem leidenschaftlichen Ausdruck des Schmerzes und sank einige Minuten lang in tiefes Sinnen. Sie sah auf die Uhr hinüber, deren lauter Secundenschlag sie an den Fortschritt der Zeit erinnerte, und fragte dann überlegend:

„Wann kommt Eduard nach Hause?"

„Ich weiß es nicht!" sagte die Tochter mit einer Bewegung des Hauptes, die auch in diesem Punkte ihre zu führende Klage andeutete.

„Er trinkt doch den Thee mit Dir?"

„Nicht immer. Wenn er zur bestimmten Zeit nicht da ist, so soll ich seiner nicht warten; es beschränke seine Freiheit, wenn er der Einladung eines Freundes nicht folgen könne, ohne erst die Erlaubniß seiner Frau einzuholen, behauptet er, und will mir nicht mehr Rede stehen, wenn ich bei seinem Fortgehen die Frage an ihn richte, ob er zurückkehre. Er wisse es nicht, lautet seine Antwort, und dadurch werde ich nicht klüger. So warte ich denn und warte und warte oft vergeblich; denn mehr und mehr

bringt er seine Abende außer dem Hause zu, ohne daß ich genau erfahren kann, wo er eigentlich gewesen ist."

„Du hast also danach geforscht? — Hast ihn selbst danach gefragt, oder sonst Jemand?"

Die Tochter erröthete. —

„Ich habe gefordert, daß er mich nicht in Unwissenheit darüber lasse, wo er einen angenehmeren Zeitvertreib finde, als bei seiner Frau, und er hat mit kalter, bestimmter Miene jede Antwort verweigert. — Selbst meine Thränen, die einst ach! Alles über ihn vermochten, ließen ihn ungerührt. — So habe ich denn endlich darauf verzichten müssen, ihn auf den rechten Weg zurückzuführen!"

„Bist Du es denn aber auch versichert, daß er auf unrechten Wegen wandelt? Ein so ernster, anständiger Mann, der allgemeine Achtung genießt?"

„Wie, nach dem, was ich Dir mitgetheilt, könntest Du noch zweifeln?" fragte die Tochter empfindlich. —

Die Mutter blieb auf diese Frage die Antwort schuldig. Mit einem neuen Blicke auf die Uhr erhob sie sich und nahm, als dränge die Zeit, Abschied von ihrer Tochter, trug dieser einen Gruß an den

Gatten auf und lud Beide für den folgenden Tag bei sich im Hôtel zum Mittagsessen ein.

Die Geheimräthin Adlerberg hatte mehrere Jahre, auf Anrathen ihres Arztes, im Süden verbracht, und würde auch jetzt noch nicht gewagt haben, sich den Winterstürmen eines nordischen Climas auszusetzen, wenn die kleinlauten Briefe ihrer Tochter, ihre sichtlich mehr nnd mehr gedrückte Stimmung ihr nicht die Besorgniß erregt, es gehe ihr nicht so wohl, wie es den Verhältnissen nach zu glauben, und der Rath der Mutter, das kluge Auge der Erfahrung vermöge hier vielleicht zu vermitteln, auszugleichen, und eine bessere Stimmung herbeizuführen. Unerwartet war sie eingetroffen und hatte die Wohnung in einem Hôtel dem ihr bereiteten Gastzimmer bei der Tochter vorgezogen. Ihr Schwiegersohn schien dies übel zu empfinden, und seiner ersten warmen Begrüßung war ein kaltes Zurücktreten gefolgt. Das ließ die Geheimräthin schließen, wie leicht er zu verletzen sei; — dennoch gab sie ihm nicht nach, weil ihre Erfahrung sagte, es sei der Aufenthalt in einem Hause, wo kleine Mißverständnisse das Leben trüben, für den Dritten eine

gefährliche Klippe um darin in seinem guten Einverständniß mit den Betheiligten Schiffbruch zu leiden. — Jeder würde sie anrufen mit dem: habe ich nicht recht? – und wo die Schuld vielleicht auf beiden Seiten, für wen sollte sie sich da entscheiden?

Sie wollte, so viel wie möglich, aus der Ferne beobachten, und jedes Ergießen von der einen oder der andern Seite vermeiden, bis sie ein Urtheil zu fällen vermöge, wer die Schuld trage. Sie zog es daher auch vor, ihre Kinder bei sich im Hôtel in Gegenwart eines Dritten zu empfangen, statt bei ihnen als Gast zu erscheinen; vor Allem aber sollte sie der Schwiegersohn nicht am heutigen Abend vorfinden, wo die gerötheten Augen ihrer Tochter zum Verräther des unter ihnen geführten Gespräches werden mußten. —

Sie hatte die Reise hierher nicht allein gemacht. Die Dichterin Betti Seligmann, schon seit mehreren Jahren ihre Begleiterin, war ihr auch hierher gefolgt, nicht so sehr, weil sie ihrer Gesellschaft an diesem Orte bedurfte, als vielmehr um ihren Kindern durch die Gegenwart dieser Fremden eine Art Zwang aufzuerlegen. —

Die achte Stunde hatte, als sie zurückkehrte, geschlagen. Die Theemaschine summte. Gedankenvoll schlürfte die Geheimräthin den aromatischen Pecco. Das dunkele Auge ihrer Gefährtin ruhte während dem mit einem Ausdruck warmer Theilnahme auf ihren Mienen. Sie merkte wohl, daß etwas sie bekümmerte; doch fragte sie nicht nach der Ursache, weil sie den Quell zu ahnen vermochte, und die Mittheilung einer Familiensorge wie eine Indiscretion betrachtete, die sie nicht herbeiführen wollte.

Mit einem stillen Seufzer erhob sich die Geheimräthin endlich und nahm, während der Kellner abräumte, an ihrem Schreibtische Platz. Nachdenklich faltete sie einen Bogen Papier, legte ihn vor sich hin und schrieb:

Lieber Baron!

Ihre aufrichtige Theilnahme an dem Wohl und Weh meines Kindes thut dem Mutterherzen zu wohl, als daß ich Ihrem Wunsche nicht gerne entsprechen und Ihnen gleich bei meiner Ankunft hier Nachricht von ihr geben sollte. Sie haben meine Emma unter Ihren Augen aufwachsen sehen, Sie haben eine väterliche Zuneigung für sie gehegt,

Ihnen darf ich also auch wahr und aufrichtig gestehen, was mich um das Glück dieses geliebten Kindes besorgt macht. Obwohl man uns Mütter in dem Verdacht hat, blind zu sein gegen die Fehler unserer Kinder, so glaube ich diesen Vorwurf nicht ganz zu verdienen; denn da die Erziehung meiner Tochter mein eigenes Werk ist, so hat es mir nicht an Gelegenheit fehlen können, tiefe Einblicke in deren Seelenleben zu thun und bei der Bildung der verschiedenen Charaktere mit dieser oder jener ihrer Eigenschaften in ernsten Kampf zu gerathen. Wenn ich hier nicht immer als Siegerin auftrat, so konnte ich der Welt dies wohl verheimlichen, nimmermehr aber mich selbst bei solcher Fehlschlagung täuschen. Ach! Hart fällt diese einem Mutterherzen; und nur ein Trost bleibt ihr bei der Entdeckung, daß ihr bestes Wollen nicht hingereicht, dem Kinde einen vernünftigen Willen zu geben, der das eigene Beste beschließe: — es ist dies die Ueberzeugung, Gott habe es so gewollt, indem er ihnen dieses oder jenes Naturell verliehen und den ewigen Gesetzen der Natur entgegen sei kein Menschenthun von Wirkung. —

Allein das Erkennen dieser Weltgesetze macht uns Eltern noch nicht unempfindlich bei dem, unsere Kinder betreffenden Weh, selbst wenn es ein verschuldetes ist; denn seines Glückes Schmied bleibt Jeder. Schweren Herzens sah ich daher meine Söhne und Töchter hinaustreten in die Welt, vorahnend wie ihr Naturell sich hier und dort nur Wunden ritzen könne. Hauptsächlich aber war es meine Emma, die ich bangend der mütterlichen Obhut entließ, um dem Manne ihrer Wahl zu folgen; denn ich kannte mein Kind, ich wußte, daß dies schöne, sanfte Wesen an einer Seelenkrankheit leide, die man gemeiniglich als weibliche Tugend rühmt, und die dennoch am häufigsten die Brücke zu unserm Elend wird. — Es ist dies unsere Opferfreudigkeit, unser Bedürfniß nur in dem Glücke des Andern unser Glück zu suchen, und ihm dann Alles zu sein. —

Ich weiß es, mein Freund, Sie machen hier eine Pause, legen meinen Brief bei Seite, und fragen sich: was kommt der Frau an? Hat sie vielleicht Emanzipations-Ideen?

Nein, nein, mein guter Baron. Durchaus

nicht. Hören Sie mich nur erst ruhig zu Ende. Vor Allem aber: sinnen Sie ein wenig nach, ob Ihnen nicht in Ihren verschiedenen Lebenskreisen zarte, blasse Weibchen vorgekommen, welche allen Freuden der Welt abhold, nur für Mann und Kinder da zu sein schienen? Diese Klasse ist gar reichlich vertreten, es gehören dazu alle sogenannten häuslichen Frauen, welche nur ihrem Berufe leben, für gar Nichts in der Welt Sinn haben, als für die Familie, und Wissenschaft und Kunst, Cultur und Civilisation nicht beachten.

Diese Frauen sind — so hart es klingt — ein Fluch für die Welt. — Sie sind selbst nie glücklich und was schlimmer ist: sie beglücken auch Niemand. — Sie schmachten stets nach Anerkennung. Anerkennung — wofür? — Für die von ihnen gebrachten Opfer, die Niemand von ihnen begehrt, und für die sie nun Dank verlangen. — Ein Schritt weiter, und sie wären Heilige oder Märtyrer — und, daß nichts sie zu diesem Aeußersten treibt, darin liegt ihr Unbefriedigtsein, ihr Hadern mit dem Geschicke. —

Sinnen Sie nach, und gestehen Sie dann, ob ich Recht habe.

Mit solchen Ansichten, und mehr noch mit solchen Einsichten in das Seelenleben gewisser weiblicher Naturen, habe ich das Mögliche angewandt, meinen Töchtern eine Charakterstärke zu verleihen, die sie zu selbstständigen Wesen mache. Bei den Aeltesten ist mir das gelungen; Beide sind glückliche Frauen; Emma aber konnte, so lange sie lebt, nie in sich einen Halt finden. Ihrer selbst willen da zu sein, war ihr unmöglich. Sie quälte ihre Umgebung mit Liebesbeweisen, die Niemand gefordert hatte und klagte dann, daß man sie nicht ebenso wiederliebe. Scheinbar die demüthigste, war sie die anmaßendste meiner Töchter, und lobte man ihre Dienstfertigkeit, ihre Aufopferung, so erkannte ich den versteckten Egoismus und die Eitelkeit.

Naturen wie diese können keinen Mann beglücken. Während ich meine andern Töchter mit Ergebung ziehen sah, bot ich Alles auf, diese von einer Ehe abzuhalten. Vergebliches Bemühen! Grade sie könnte ihrem Leben keinen Reiz abge-

winnen, außer in dem Berufe als Gattin und Mutter. Wie aber wollte sie beide Pflichten erfüllen? —

Sie war ganz glücklich, die Augen eines ausgezeichneten Mannes auf sich zu lenken. Wie das so häufig der Fall ist, so suchte auch diesmal die männliche Kraft sich mit der weiblichen Schwäche zu vermählen. Das zarte, anschmiegende Wesen meiner Tochter zog den Staatsrath Katinoff gleich beim ersten Begegnen zu ihr hin und die Schüchternheit, die Bewunderung, mit der sie zu ihm aufblickte, erregte in ihm die Hoffnung, ihre Seele wie Wachs nach seinem Belieben formen zu können.

Er schmeichelte sich vergeblich.

Man sagt, es sei dem Manne gegeben, die Frau sich zu erziehen, und allerdings ist dies zu einer glücklichen Ehe nothwendig; doch ist zu diesem sich fügen in die Weise eines Andern ein gewisser Grad von vernünftigem Wollen erforderlich, den nicht jedes Mädchen besitzt, und die Liebe allein führt nicht zu diesem Ziele, dazu begünstigt sie zu sehr ihr Ich.

Meine Emma lernte nichts in ihrer Ehe, doch

ihr Gatte war mit ihr zufrieden, wie hätte ich, die Mutter, es also wagen können mit ihrem Verhalten unzufrieden zu sein. So überließ ich sie denn ihrem Geschicke und ging nach Italien.

Was mich jetzt von dort zurückgeführt, das wissen Sie. Ich will es versuchen meinem bedauernswerthen Kinde eine zweite Erziehung zu geben; ich will es versuchen, sie zu belehren, daß ihre Liebe keinen Werth für den Mann hat, wenn sie nicht mit jener Hochachtung gepaart ist, aus der die Blume des unbedingten Vertrauens emporwächst.

Wie ich dies erreichen werde, das müssen die Umstände mich lehren; doch des Einen bin ich gewiß: Sie, mein Freund, müssen mir beistehen. Emma ist eifersüchtig. Sie späht ihrem Gatten nach, ohne ergründen zu können, wo er seine Abende verbringt. Einem Manne wird es ein Leichtes den Schritten eines Mannes zu folgen. Ist ihre Furcht gegründet, so darf ich, die Mutter, reden; ist sie es nicht, so wäre ein solcher Verdacht eine Beleidigung, die ich nicht auf mich nehmen kann, noch will. — Ich rechne darum auf Ihre Hülfe, und weiß, daß ein Freund, wie Sie es mir und meinen

Kindern sind, mich eine solche Bitte nicht wiederholen lassen wird."

Damit endigte die Geheimräthin Adlerberg ihr Schreiben, versiegelte es und übergab es dem Diener zur Beförderung. Dann suchte sie ihr Lager, wo der Schlummer noch lange säumte, die schweren Lider zu senken.

Betti Seligmann zog sich gleichfalls in ihr Zimmer zurück; doch nicht um zu ruhen. Sie zündete die Wachskerzen an, ließ sich behaglich auf dem Sofa nieder, zog eine elegante Brieftasche hervor, in der ihr Tagebuch mit eingeschlossen ruhte und schrieb: —

„Morgen also soll ich ihn sehen und erproben, ob er mich erkennt. Niemand weiß von unserer Beziehung, ich habe absichtlich darüber geschwiegen, für den Fall, daß er nicht gerne an Vergangenes erinnert sein möchte. Ist er ein wirklich edler Mensch, so wird ihn meine Nähe nicht verwirren; ist er es nicht, so liegt es in seiner Hand, mich zu verleugnen und dann schweige auch ich. — Ich werde ihm daher entgegen treten, als wären wir uns fremd und mit keiner Miene eine Erklärung herbeiführen."

Die Staatsräthin Katinoff hatte ihren Gatten

vergeblich beim Thee erwartet. — Wie sie zu thun gewohnt, wenn eine Bestellung einlief, die sie ihm nicht mehr mündlich wiederholen konnte, so schrieb sie ihm auch jetzt auf eine dazu bestimmte schwarze Tafel die Einladung ihrer Mutter und begab sich dann zur Ruhe, die ihre vom Weinen müden Augen sehnlichst begehrten. — In der Frühe des Morgens ließ sich ihr Gatte nicht gern stören. — Niemand durfte dann sein Zimmer betreten. Seinen Kaffee bereitete er darum selbst auf einer am Abend für ihn hingestellten Maschine, um ganz ungestört und mit voller Sammlung seine Studien zu seinen Vorträgen an der Universität machen zu können. —

Erst als die zum Mittagsessen anberaumte Stunde schlug, trat er aus seinem Zimmer. Wie häufig, so hieß es auch heute die gnädige Frau habe soeben erst ihre Toilette begonnen; denn Pünktlichkeit gehörte nicht zu ihren Eigenschaften. — Ungeduldig wanderte der Staatsrath im Vorsaale auf und ab, bis sie kam; doch machte er ihr keinen Vorwurf. Höflich bot er ihr den Arm und führte sie die Treppe hinab dem nahe gelegenen Gasthofe zu. —

Die Geheimräthin hatte am Fenster gestanden und

ihre Kinder kommen sehen. Sie bestellte nun schon im Voraus die Suppe, wohl wissend, daß noch Geschäfte ihres Schwiegersohnes warteten. —

Heiter begrüßte sie ihn und bat um Entschuldigung, ihn zu einem Kreise von Damen geladen zu haben, ein Fehler, den sie sich nicht würde zu schulden kommen lassen, sobald er sie mit einigen seiner Collegen bekannt gemacht. — Ou peut on être mieux qu'au sein de sa famille, gab er scherzend zurück, und erkundigte sich dann, für wen das vierte Couvert bestimmt sei.

„Für meine Gesellschafterin!" versetzte die Geheimräthin und wollte noch eine Bemerkung hinzufügen, als die Thüre sich öffnete und die hohe, in Schwarz gekleidete Gestalt der Ebengenannten darin erschien. „Fräulein Seligmann," sagte die Geheimräthin, „Staatsrath Katinoff, mein Schwiegersohn; — meine Tochter." Betti verneigte sich, doch ohne dabei den von ihr Begrüßten den vollen Blick ihres dunkeln, leuchtenden Auges zuzuwenden; dann drückte sie sich in die Polster eines bequemen Armsessels, zog ihre Sammet-Mantille, als fröstele sie, enger um sich zusammen, und redete die neben ihr sitzende

junge Frau mit einer leise vorgebrachten Nachfrage nach ihren Kindern an, von denen sie schon viel Rühmendes gehört zu haben versicherte. Der Staatsrath sprach indessen mit seiner Schwiegermutter fort, wobei jedoch eine gewisse Unruhe an ihm sichtbar wurde, die ihn auch nicht verließ, als man jetzt am Tische Platz nahm und ein gemeinsames Gespräch sich anknüpfte. Sein Auge, das merkte Betti wohl, glitt oftmals forschend zu ihr hinüber.

Die Geheimräthin war eine Weltdame und wußte daher das Gespräch geschickt zu leiten. — Sie ließ ihn von den deutschen Universitäten erzählen, von ihrem Verhältnisse zum Staate, der Lesefreiheit und dem unter den Studirenden herrschenden Geiste. Der Staatsrath sprach über diese ihm so nahe liegenden Themata mit Wärme, die Zeit verstrich wie im Fluge und schon hatte die Stunde für seine Entfernung geschlagen, als er, immer noch zögernd, von seiner Frau daran erinnert ward, Abschied nehmen zu müssen. Hastig erhob er sich endlich. „Sehe ich Sie heute noch wieder, lieber Katinoff?" rief seine Schwiegermutter ihm jetzt nach. „Ja. Nein.

Vielleicht doch! wenn ich mich irgend losmachen kann," sagte er schon auf der Treppe. —

Eine Pause entstand, als die Thüre sich geschlossen. Emma unterbrach sie, indem sie sich zum Fortgehen anschickte.

„Du bleibst also nicht?" fragte ihre Mutter.

„Ich muß nach meinen Kindern sehen," erwiderte sie verstimmt.

„Kehrst aber zurück?"

„Schwerlich, es lohnt kaum der Mühe."

„Warum nicht; Dein Mann kommt ja auch."

„Vielleicht; vielleicht auch nicht. — Seine Zusage war unbestimmt und es sollte mich wundern, wenn er sie erfüllte."

„Wie so?"

„Weil er sicher schon mit irgend Jemand eine Verabredung getroffen hat. Es müßte denn sein, daß ihm besonders viel daran liege, den Abend hier zuzubringen."

Sie begleitete diese Worte mit einem heimlichen Seitenblick auf Fräulein Seligmann, den ihre Mutter verstand, doch unbeachtet ließ, als Ausdruck der krankhaften Eifersucht ihrer Tochter. —

Der Staatsrath kehrte wirklich nicht zurück; sandte aber am folgenden Morgen eine Entschuldigung und bat Abends das Versäumte nachholen zu dürfen. — Der Geheimräthin war dies sehr willkommen, weil zu gleicher Zeit von ihrem Freunde die Nachricht einlief, daß er am heutigen Tage bei ihr eintreffen würde, sie also beide Herren mit einander bekannt machen konnte und dadurch die beabsichtigte Aufsicht in's Werk gesetzt war.

Emma erschien mit ihrem Gatten, und fand sich angenehm überrascht durch die Anwesenheit des Barons von Gundlach, der sie mit väterlicher Zärtlichkeit an sein Herz drückte. Er hatte sein Pathchen seit mehren Jahren nicht gesehen. Die junge Frau setzte sich an seine Seite und erzählte ihm alle ihre Erlebnisse, die meistens auf ihre Kinderstube Bezug hatten. Mit gutmüthiger Nachsicht hörte er ihr zu, während die Uebrigen sich mit andern Dingen beschäftigten. —

Betti Seligmann bereitete wie gewöhnlich den Thee. Die Geheimräthin sprach von Italien. Sie hatte Ansichten von Rom mitgebracht, welche sie ihrem Schwiegersohne vorlegte. — „Jetzt muß ich

von den Erinnerungen zehren," bemerkte sie, „es war stets mein Wunsch, den Süden kennen zu lernen, und was mir die gesunden Tage nicht gewährten, daß sollte ich den kranken verdanken. — So entsteht aus einem Uebel auch immer wieder ein Gutes für uns. — Wir müssen es nur zu erkennen wissen."

„Was Du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück," bemerkte Betti Seligmann.

„Freilich: Wo Glück uud Pflicht in einander greifen," erwiderte die Geheimräthin, „sonst aber muß eine Mutter sich manches versagen."

„Doch nur, weil man nicht alle Freuden zugleich auskosten kann," erwiderte die Gesellschafterin; „und darum aus eigenem Antrieb Dem den Vorzug giebt, was unserm Herzen am nächsten liegt. Das kann man eigentlich nicht Entbehrung nennen. — Wer seinen Neigungen folgen darf, was begehrt der mehr? — Das noch hochtönend Pflicht benennen wollen, heißt unseren Trieben einen Mantel umhängen, den die Eitelkeit gewoben. — Während Sie einem geliebten Gatten zur Seite standen, eine Schaar holder Kinder auf Ihren Knien wiegten, hätten Sie, getrennt von diesen, unter den Kunstschätzen des alten

Roms wahrlich nur Thränen und Seufzer gehabt. — Verzeihen Sie mir also, wenn ich mich dagegen opponire, das Erfüllung einer Pflicht nennen zu wollen, was unserm Herzen die theuerste Befriedigung gewährt."

„Sie haben vollkommen Recht, liebe Betti, und dennoch giebt es Momente, wo wir Frauen, auch wenn wir noch so glücklich in unserer Ehe sind, die tägliche Wiederkehr unserer kleinen Sorgen abwerfen möchten, um einmal wieder, frei wie der Vogel in den Lüften, den reinen Aether zu suchen."

„Das begreift sich. Solche Augenblicke kennt jeder Beruf, welcher Art er auch sei. Das sind Stimmungen, welche nicht maßgebend bleiben. — Ein Anderes ist es mit dem sich brüsten der Frauen, daß sie für ihr Haus, für Mann und Kinder leben, und Vergnügungen darüber versäumen — Zeitvertreibe — die der Müßige bedarf, nicht der angenehm Beschäftigte; denn das wahre Glück beruht in der Arbeit, welche wir aus Neigung zu unserm Berufe gemacht und für die Frau besteht diese Arbeit, wenn sie die Ehe eingeht, in der Sorge für den Mann, in der Theilung seiner Mühen, in dem Mitgehen

auf seinen Wegen, d. h. geistig, in dem Denken und Sinnen, wie sie ihm zur Erreichung seiner großen Ziele behülflich sein könne; denn seine Ehre ist ihre Ehre, seine Zwecke sind ihre Zwecke, was er erreicht, gewinnt, das erreicht, gewinnt sie mit ihm, indem sie seine andere Hand, sein Geselle, sein Handlanger, sein Gehülfe ist."

Diese lebhaft gesprochenen Worte hatten auch die Aufmerksamkeit Emmas erregt und ihre Mittheilungen unterbrochen.

Der Staatsrath, eben mit einer Ansicht des Capitols beschäftigt, blickte zu der Sprecherin empor und rief, als sie geendet: „Mir aus der Seele gesprochen! Ein solches Leben gehörte einst zu meinen Träumen."

Dies einst jagte Purpurgluth in die Wangen seiner Gattin. Mit Mühe nur bekämpfte sie die hervorstürzenden Thränen.

„Von Idealen lebt man nicht," warf der Baron ein.

„Bei einer kinderlosen Ehe mag so etwas möglich sein," flüsterte seine gekränkte Nachbarin.

„Ich glaube, Johnna Kinkel hat zu ihrem Bilde

gesessen," begann die Baronin. „Ein bedeutender Mann gehört allerdings immer dazu, um einer Frau eine so bedeutende Stellung anzuweisen."

„Und wiederum kann nur eine bedeutende Frau des Mannes Aufgabe der Welt gegenüber verstehen und darauf eingehen," versetzte Betti ernst.

„Mir däucht, die Kinder müßten dabei zu kurz kommen," sagte der Baron.

„Nicht doch," fiel Betti ein. „Das ist ein Vorurtheil. Der Frau bleibt Zeit genug, ihnen ihre Sorge zu widmen; während der Mann mit Männern verkehrt, ist sie Mutter. Darin liegt eben die Schönheit ihrer Beziehung, daß sie ihrer Natur nach den Wechsel bietet. Neben einander ergänzen sich Mann und Frau und ziehen sich an durch das spezifisch Verschiedene ihrer Naturen; getrennt, entwickelt er die Kraft und die Selbstständigkeit, sie aber legt den Geist bei Seite, um das Kind ihrer Liebe an die Brust zu drücken und an dessen Wiege ein Lied zu singen."

„Nicht übel gesagt," bemerkte der Baron.

„Leider aber nur da möglich," warf die Geheimräthin bedeutsam ein, „wo die Frau ein Be-

dürfniß nach geistiger Entwickelung empfindet. Bei Naturen, welche nur Empfindungen suchen, und Eitelkeit, nicht Ehrgeiz hegen, wird es nicht möglich sein, diese höchste Spitze des Menschenlebens zu suchen."

„Sie halten das für so schwer?" fragte der Staatsrath. „Ich glaubte, eine Frau dürfe ihren Mann nur lieben und ein Sichwidmen seiner Interessen finde von selbst statt."

„Weit gefehlt!" versetzte die Geheimräthin. „Es könnte sogar sein, daß sie dafür als Erwiederung ein Sichwidmen ihrer Interessen verlange."

Betti lachte laut auf.

„Sie scherzen!" fiel ihr der Staatsrath in die Rede. „Wenigstens möchte man dann erst fragen, worin diese beständen?"

„Das weiß man leider nur zu genau!" sagte Betti leise spottend. „Man braucht nur einen Damenkaffe zu besuchen, um sich davon zu unterrichten."

„Ich werde leider dazu nicht eingeladen," erwiederte der Staatsrath.

„Danken Sie dem Himmel für diese Gunst,"

versetzte Fräulein Seligmann. „Sie würden dabei einen Einblick in unsere kleine Welt thun, die dem ganzen Geschlechte zum Nachtheile gereichte."

„Gehört sie zu den Emanzipirten?" fragte Emma heimlich ihre Mutter.

„Behüte!" gab diese zurück.

Der Staatsrath hatte eben seine Uhr gezogen. „Ich will Ihnen gute Nacht wünschen," sagte er aufstehend. „Ich muß noch einen Gang in die Stadt machen. Der Diener kann meine Frau nach Hause begleiten."

Er nahm Hut und Stock und verschwand.

Emma sah ihre Mutter mit triumphirender Miene an. Hatte sie nicht Recht gehabt?

Der Baron war gleichfalls aufgestanden, um ohne Abschied zu nehmen, das Zimmer zu verlassen. Die Frauen blieben nun allein. Durch die Gegenwart einer Dritten gehemmt, ließ Emma jedoch nicht laut werden, was sie auf dem Herzen hatte.

„Worüber wird Ihr Herr Gemahl morgen lesen?" fragte Betti, um eine Unterhaltung anzuknüpfen.

„Ich weiß es wirklich nicht," erwiederte die

junge Frau verlegen. „Ueber den Kindern vergißt man alles Andere.“

„Selbst deren Vater?“ fragte die Geheimräthin vorwurfsvoll.

„Was könnte es denn nützen, wenn ich mich um seine Arbeiten kümmerte?“ fragte die Tochter.

„Es könnte ihm viel nützen, Dir aber noch mehr,“ erwiederte die Mutter strenge.

„Er fragt mich auch nicht, womit ich mich beschäftige,“ erwiederte sie verletzt.

„Weil eine solche Frage überflüssig wäre;“ versetzte die Mutter. „Was Du vornimmst, ist nicht der Rede werth. — Sprechen läßt sich darüber nicht. — Unser Leben bekommt nur Inhalt durch den Anschluß an den Mann.“

Man trennte sich verstimmt.

Der Baron sah die Damen heute nicht wieder. Als er zurückkehrte, hatten sie sich schon zur Ruhe begeben. Am folgenden Morgen berichtete er der Geheimräthin, daß er ihrem Schwiegersohn durch viele enge Straßen gefolgt sei, um ihn endlich durch eine, in einen dunkeln Hof führende Hinterthüre zu verlieren.

„Sonderbar!“ rief sie kopfschüttelnd. „Mit seinem sonderbaren Wesen! Seinen aristokratischen Ansichten! Seiner Stellung an der Universität! — Eine Hinterthüre. Da steht mir der Verstand still.“

„Ich glaube den Schlüssel zu diesem Räthsel gefunden zu haben,“ sagte der Baron selbstzufrieden.

„So? — Und das wäre?“

„Er wird Freimaurer sein; nichts Anderes.“

Die Geheimräthin bewegte ihr Haupt verneinend. „Freimaurer? Nein. Daraus würde er kein Geheimniß machen. Dem Orden anzugehören schätzt ein Mann sich zur Ehre.“

„Aber was kann es denn sonst sein?“

„Ja, das weiß Gott! Eine Hinterthüre! Ein dunkler Hof? Könnten Sie am Tage den Ort nicht wiederfinden und sich erkundigen, wer dort wohne? — Aber recht genau. — Vielleicht Leute vom Theater. Vielleicht eine Sängerin, eine Tänzerin? — Vielleicht eine Dame von Stand, die sich aus Gründen dort eingemiethet, weil die abgelegene Gegend ein Incognito begünstigt.“

„Ich verstehe,“ sagte der Baron schmunzelnd und griff nach seinem Hute.

Betti Seligmann war indessen ausgegangen, um die junge Frau auf den Nachmittag mit ihren Kindern zur Großmutter einzuladen. Grade als sie unter deren Fenstern hinging, kam ihr der Staatsrath entgegen. Artig begrüßte er sie, fragte nach dem Befinden seiner Schwiegermutter und ließ dieser sagen, er würde wahrscheinlich den Abend auf ein Stündchen zu ihr kommen. Dann wollte er sich verabschieden, blieb aber zögernd noch stehen, und sagte endlich halb verlegen: „Ich habe Jemand in Petersburg gekannt, die ihnen sprechend ähnlich sah. Sie waren nie dort?"

„Das Eine schließt das Andere nicht aus," versetzte Betti und verneigte sich, um ihrerseits nun in das Haus zu schlüpfen. Er sah ihr wie versteinert nach.

Nicht ahnend, daß Emma Katinoff sie mit ihrem Manne sprechen gesehen, trat Betti bei der jungen Frau ein. Diese empfing sie höflich, aber kalt. — „Wenn meine Mutter es wünscht, werden die Kinder kommen;" versetzte sie; „ob ich sie begleiten kann, ist die Frage; denn ich bin etwas verstimmt."

„Das thut mir leid," versetzte Betti und ließ ihr dunkles Auge forschend auf den Mienen des zarten Wesens ruhen, das aus Zärtlichkeit gewoben, zur Tyrannin an ihrer Umgebung wurde. — „Sie haben ein beneidenswerthes Loos gezogen, Ihnen kann man daher kaum eine Verstimmung gestatten."

„Beneidenswerth?" fragte Emma bitter. „Worin sollte das bestehen?"

„Von einem Manne geliebt zu werden, den Sie bewundern können," sagte Betti warm.

„Das Umgekehrte wäre mir weit lieber," versetzte die junge Frau kalt; „es ist ein schweres Loos, stets nur mit seinen Gedanken bei einem Anderen sein zu sollen, als wäre man selbst von gar keinem Belang."

„Und doch ist das Fauenloos und auch Frauenglück," versetzte Betti heiter und lenkte die Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand.

Nachmittags erschienen die Kinder und mit ihnen unverhofft auch deren Mutter. „Ich habe sie dennoch begleitet," sagte sie eintretend, „um sie dem Baron selbst vorzustellen. Ein so alter Freund

nimmt Theil an den kleinen Wesen, schon um meinetwillen."

„Er ist leider nicht zu Hause," erwiederte die Geheimräthin.

„So!" sagte Emma gedehnt. „Und was hat ihn denn gerade zu dieser Stunde entfernt? — Es scheint, als wünsche auch er mir zu entfliehen."

„Ich frage Männer nicht gerne, wohin sie gehen, noch wann sie wiederkehren;" versetzte die Mutter mit leichter Betonung; „und daß Du kommen würdest, war ihm unbekannt."

„Ich sehe nicht ein, warum Alles, was ein Mann vor hat, in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt sein muß; es sei denn, er habe das Licht zu scheuen," sagte sie verstimmt und nahm am Fenster Platz, von wo sie die Straße übersehen konnte.

„Es ist nicht das, mein Kind; es ist die Eigenthümlichkeit ihres Naturells, es ist das Männliche in dem Manne, das nach Unabhängigkeit strebt, und nicht zurückgedrängt werden kann, ohne daß der Riese sich in einen Zwerg umwandele. Die Frau muß sich daher wohl hüten, dem Manne an=

dere Ketten anlegen zu wollen, als solche, welche die Liebe gewoben."

„So lange diese Liebe Macht über ihn hat; so lange sie die Ueberzeugung hegt, daß sein Herz ihr gehört;" versetzte Emma traurig. „Ah! diese Ueberzeugung macht ja Alles gut."

Die Wahrheit dieser Bemerkung ließ sich nicht leugnen. Die Geheimräthin schwieg daher. Betti Seligmann hatte sich an das Clavier gesetzt und sang ein Lied. „Singen Sie nicht auch?" fragte sie die junge Frau. „Ich habe hier ein so hübsches Duett."

Emma nahm die Noten und musterte sie prüfend. „Ich glaube, daß ich das singen könnte; es liegt in meiner Stimme."

„Versuchen wir es!" rief Betti, froh den Trübsinn auf diese Weise bannen zu können. Sie setzte sich an das Clavier, begann das Vorspiel, und machte den Anfang; als Emma aber einfallen sollte, brach sie plötzlich in Thränen aus, warf die Musik weit weg, und stürzte sich in den Sopha.

„Mein Gott! was ist Ihnen?" fragte Betti.

„Wie man sich doch sein Leben verbittern kann, während nur Glück und Freude lacht."

„Mir?" rief Emma erstaunt. „Das können Sie sagen, weil der Schein Sie trügt. Mir? — Ich möchte wissen, was Sie von meinem Glücke wissen?"

„Mehr als Sie glauben," versetzte Betti mit ruhiger Ueberlegenheit. „Ich sehe, daß Sie gesund sind, gesunde Sinne haben, und keine Sorgen für Ihre materiellen Bedürfnisse hegen; mehr Ansprüche an das Leben zu machen, ist Niemand berechtigt."

„Welch' eine Ansicht!" rief Emma erstaunt. „Das Glück auf solcher materiellen Basis beruhen zu lassen!"

„Es ist die einzige gesunde," versetzte Betti ruhig. „Wenn ich in einer Verfassung bin, um alles Schöne, Große und Gute auf mich einwirken zu lassen, wie viele Quellen zu angenehmen Empfindungen sind mir da nicht geöffnet, wie vieles vermag ich dann nicht zu denken, in mir zurecht zu legen, zu überschauen. Die Erde ist so groß, der Himmel so hoch, die Natur so reich, daß der Wechsel sich

überall bietet, und Staunen und Bewunderung die Seele erquicken und heben."

„Aber — Liebe giebt Ihnen das Alles nicht," sagte Emma empfindsam, „und wir Frauen finden ohne diese nirgends unser Glück."

„Im Suchen danach aber wahrlich auch nicht; wenn sie nicht ungerufen kommt, so lasse man sie, wo sie ist; denn — in Wahrheit zu sagen — bleibt das Suchen immer eine Schwäche. In uns selbst muß der Quell unseres Glückes ruhen, was wir nicht in uns tragen, das finden wir auch nicht außerhalb."

Indem trat der Baron höchst aufgeregt, fast athemlos, herein, warf Hut und Stock von sich und schien die Anwesenheit mehrerer Damen wie eine Störung zu betrachten; denn nur eine flüchtige Begrüßung hatte er für Beide, nahte sich dann rasch der Geheimräthin und flüsterte ihr zu: „Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen; es ist Alles richtig. Himmel! Wer hätte so etwas vermuthet?"

Die Matrone faßte sich nur mit Mühe bei dieser Mittheilung. Mit einem sorgenden Blick auf ihre Tochter, sagte sie:

„Lieber Baron, haben Sie denn Emmas Kinder schon gesehen?“

„Ah! Die niedlichen Kleinen!“ rief er, sie jetzt erst gewahrend. „Wie ähnlich ihrer Mutter!“

„Der Hans ist ja seinem Vater wie aus den Augen geschnitten!“ rief die junge Frau beleidigt. „Unmöglich entdecken Sie eine Aehnlichkeit in ihm mit mir.“

„Doch, doch. Er hat Ihre Augen, liebe Emma.“

„Wie kann man nur so blind sein,“ sagte sie kopfschüttelnd. „Komm her, mein Hänschen, gieb mir einen Kuß! Du bist und bleibst der kleine Papa!“

„Sie liebt ihn doch sehr,“ flüsterte der Baron indessen in das Ohr der Geheimräthin. „Diesen Menschen!“

„Stille, stille,“ gab diese abwehrend zurück.

Der Baron wanderte nun unruhig auf und ab. Die Kinder hatte er ganz vergessen; Emma, dadurch gekränkt, rief der Bonne, sie nach Hause zu führen, und schickte sich endlich selbst an, ihnen zu folgen. Die Geheimräthin hielt sie nicht zurück. Ihr selbst lag daran, mit dem Baron allein zu

sein. — „Auf Wiedersehen, auf morgen," rief sie ihr nach und seufzte erleichtert auf, als die Thür sich endlich hinter ihr schloß. Der Baron, als echter Gentleman, hatte ihr noch das Geleit gegeben. — Jetzt endlich vernahm man seinen Schritt auf der Treppe. Fräulein Seligmann hatte sich auf ihr Zimmer zurückgezogen, so störte sie nichts, die schreckliche Neuigkeit zu vernehmen.

Der Baron war ein rücksichtsvoller Freund. Er wollte nicht gleich mit dem ganzen Umfange der unangenehmen Wahrheit hervortreten.

„Welche verschiedenartigen Menschen es in der Welt giebt," fing er mit nachdenklicher Miene an. „Der Eine liebt Dies, der Andere Jenes, und niemals lernen wir nur begreifen, daß so viele Geschmäcke wie Individuen auf Erden sind."

Die Geheimräthin nickte billigend; wünschte aber die Fortsetzung.

„So große Lebenserfahrung ich auch besitze," fuhr der Baron fort, „so leicht es mir wird, den Charakter des Menschen aus seinem Gesichte zu lesen; dennoch hätte ich es mir nicht träumen lassen,

daß dieser stattliche Mann, dieser Staatsrath so vülgäre Passionen besäße."

„Also doch?" rief die Geheimräthin kopfschüttelnd.

„Es wird mir schwer, es auszusprechen, — er bleibt doch immer Ihr Schwiegersohn — es wird Sie kränken, indessen! —

„Ich bitte Sie! Reden Sie!"

„Ein Mann von seinem Stande, seinen Gewohnheiten!"

„Meine arme Tochter!"

„Hätten diese meine Augen es nicht gesehen, ich würde es nimmermehr geglaubt haben."

„So schlimm hatte ich es mir nicht gedacht!"

„Wer konnte das auch vermuthen?"

„Aber, wie entdeckten Sie es denn?"

„Ich fand den Ort, wo er mir durch die Hinterthüre entschlüpfte, und trat nun ein in den weiten Raum eines Hofes, der eine Art Durchgang nach verschiedenen Seiten hin bildete. Aufmerksam musterte ich die ganze Umgebung, betrachtete mir die Häuser, sah zu den Wohnungen empor, ob nicht irgend ein Schild oder Ueberschrift mir verrathe, wer hier hause. Meistens waren es Künstler oder Gewerbe,

welche diesen abgelegenen Ort zur Werkstätte erwählt. Das konnte ihn nicht reizen. Nachdenklich blieb ich stehen. Da ertönte plötzlich hinter mir die Frage: Suchen Sie hier etwas? Ich wandte mich zurück. Ein recht anständig aussehender Herr präsentirte sich hier. Er hatte meine Verlegenheit bemerkt, und wollte mir aushelfen. Ich zog den Hut, ohne mich erst nach seinem Namen und Stand zu erkundigen und sagte: Ich werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mir Auskunft geben können. — „Worüber?" fragte er. „Sagen Sie mir, was Sie suchen, und ich will mich bemühen, Ihrer Verlegenheit ein Ende zu machen." — Ich wünsche zu wissen, was einen anständigen Mann bewegen kann, allabendlich durch diese Hinterthüre zu verschwinden." — Der Mann sah mich eine Minute lang groß an. „Verschwinden?" fragte er dann. „Sie meinen das nicht im eigentlichsten Sinne des Wortes; Sie wollen sagen, was ihn versuchen könne, diesen unscheinbaren Ort zu betreten. Dazu sind nun freilich verschiedene Ursachen vorhanden. Mich selbst aber lockt eine Turnhalle hierher, um meine hypochondren Gedanken los zu werden; denn es

wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß die schwedische Heilgymnastik in dem Bezug Wunder verrichtet. Alle Gelehrten machen daher auch Gebrauch davon. — Wünschen Sie meinen Sprüngen zuzusehen, so begleiten Sie mich nach jenem Gebäude dort, wo der Lehrer unserer wartet.“ — Daran lag mir weniger. Turnen Sie auch mitunter am Abend? fragte ich ihn. „Nein,“ sagte er bestimmt; „denn Abends ist die Gesellschaft nicht sehr gewählt; da kommen die Commis und Gesellen.“ — Ich wußte nun genug. Ich dankte ihm und ging meiner Wege, bedauernd Ihnen eine so betrübende Kunde bringen zu müssen.“

„Aber, lieber Baron!“ rief die Geheimräthin aus. „Wohin denken Sie? Mein Schwiegersohn sollte dort zu so später Stunde gymnastische Uebungen treiben? Nimmermehr! Sie irren. Das kann es nicht sein.“

„Aber ich versichere Sie.“

„Das können Sie nicht, bevor Sie ihm zugesehen. Nein, nein, das glaube eine Andere!“

„Wie Sie wollen!“ versetzte der Baron achselzuckend. „Auch bin ich darum nicht minder bereit,

seiner Spur zu folgen. Warten wir es also ab, bis ich ihn ertappe."

„Warten wir es ab!" wiederholte die Geheimräthin und schellte.

„Einen Wagen!" rief sie dem eintretenden Kellner zu. „Ich werde zum Thee wieder hier sein. Bitte, sagen Sie Fräulein Seligmann, daß sie Sie bedienen möge, auch wenn ich nicht pünktlich zurück sein sollte." Einige nothwendige Einkäufe hielten sie eine Stunde auf; dann fuhr sie noch bei ihrer Tochter vor, um sie, im Fall sie allein zu Hause sei, mit sich zu nehmen. Sie fand sie mit verweinten Augen und in verzweifelter Stimmung.

„Was ist vorgefallen?" fragte die Mutter erstaunt.

„Denke Dir nur," rief sie leidenschaftlich, „nach Hause zurückkehrend, höre ich, mein Gatte sei in seinem Zimmer; ich gehe hinauf, trete ein — er hört mich nicht, — ich komme ihm ganz nahe, stehe hinter ihm — er sieht mich nicht; denn — wer hätte das geahnt! — er betrachtet ganz versunken ein Portrait — ein weibliches Portrait — ich kann die Züge nicht erkennen — ich reiße es ihm aus

der Hand — erkenne — wen? — Fräulein Seligmann! — Mit einem Schrei des Entsetzens warf ich es ihm vor die Füße — Verräther! rufe ich. — Er sieht mich an — kalt, ruhig, leidenschaftslos — „„Madame,““ sagte er höflich und bietet mir seinen Arm — „„dies ist mein Zimmer!““ — Damit geleitet er mich hinaus — und bevor ich mich besonnen, ist er zurückgetreten und hat hinter sich abgeschlossen. Sollte ich rufen, klopfen, eine Scene machen, um Domestiken und Nachbarn herbeizurufen? — Nein! das werde ich nicht. — Dazu ist mir mein Name zu werth. Aber Du, meine Mutter, Du kannst Wahrheit fordern.“

Die Geheimräthin hatte ihr mit abgewandtem Gesichte zugehört. Sie wollte nicht in ihren Zügen lesen lassen, wie peinlich dieser Auftritt sie berührte.

„Ich wüßte nicht, mit welchem Rechte ich Deinen Mann verhindern sollte, in seinem Zimmer ein Portrait zu betrachten,“ sagte sie dann kalt.

Emma erstarrte vor dieser Erwiederung.

„Wie? Du stehst ihm darin bei?“ rief sie mit weit geöffneten Augen. „Du redest ihm das Wort noch? — Ja, da hört freilich Alles auf!“

„Ebensowenig wie er Dich verhindern würde ein Bild anzusehen, das Dir gefiele,“ fuhr die Geheimräthin ruhig fort.

„Ein Bild, ja. Aber das Portrait einer Person, die ihm augenscheinlich theuer, und — die unter Deinem Schutze steht.“

„Soll ihm denn Niemand auf der Welt theuer sein, außer seiner Frau? — Das verriethe ja ein sehr enges Herz. — Und was die Aehnlichkeit betrifft, so kannst Du Dich irren.“

„Ich irre mich nicht,“ rief Emma bestimmt. „Das Auge der Liebe sieht scharf, und ich habe gleich bei ihrem ersten Begegnen bemerkt, daß sie sich kannten. Auch standen sie neulich in traulichem Gespräche unter meinem Fenster beisammen.“

„So?“ sagte die Mutter gedehnt. „Aber wie reimst Du denn diese Neigung mit seinen abendlichen Gängen zusammen; oder bist Du darüber nun beruhigt?“

„Beruhigt? Keinesweges! — Ich sehe nur, daß sein Herz mir nie ganz gehört hat, daß es so wenig mein ist wie war, und wären nicht die Kinder, ich würde mich heute noch von ihm trennen. Viel-

leicht aber läßt er mir auch diese, und dann — hält mich hier nichts mehr. Ich wünsche, daß Du ihm das sagest. Ich fordere es von Dir, um Schlimmmerem vorzubeugen. Ich begleite Dich und warte bei Dir seine Antwort ab."

Sie war zum Aeußersten entschlossen. Die Geheimräthin sah mit Schmerz, was auf dem Spiele stand. — Schweigend stieg sie zu ihrer Tochter in den Wagen, und sann nach, was hier zu thun.

Emma war nicht in der Verfassung, am Theetisch erscheinen zu können, sie ließ ihr daher ein Zimmer anweisen, wo sie allein sei; sie selbst aber trat in den Salon, wo sie zu ihrer Befriedigung den Baron noch vorfand.

„Sie werden mir einen Gefallen thun, wenn Sie meinen Schwiegersohn aufsuchen und ihn bitten, Sie augenblicklich zu mir zu begleiten. — Ich muß ihn noch heute sprechen, wie spät es auch werde."

„Bon," sagte der Baron mit vielsagendem Blick und eilte davon. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so nahte sich die Geheimräthin mit ernstem Blicke ihrer Gesellschafterin.

„Liebe Betti," begann sie, „Sie wissen, wie sehr ich Sie schätze und liebe, und es würde mich wahrhaft schmerzen, wenn ich Sie einst weniger hochachten sollte, wie es jetzt der Fall ist; darum erwiedern Sie Vertrauen mit Vertrauen. Sagen Sie aufrichtig, haben Sie je in irgend einer nähern Beziehung zu meinem Schwiegersohne gestanden, wie es auch jetzt noch scheinbar der Fall ist?"

Diese Frage jagte Purpurröthe auf die Wangen der so Angeredeten, der bald eine tödtliche Blässe folgte. Stolz erhob sie sich. „Frau Geheimräthin," sagte sie mit kaltem Tone. „Das Mißtrauen, welches Ihnen diese Frage eingiebt, verdient von meiner Seite keine Erwiederung. Meine Privatverhältnisse sind mein; ich will sie unangetastet wissen, wie ich die Ihrigen ehre."

„Vollkommen zugestanden," versetzte die Matrone ohne Unmuth. „Auch würde ich mir nie anmaßen, eine Mittheilung darüber von Ihnen zu fordern, wenn es sich nicht um das Glück meiner Tochter dabei handelte."

„Wie so?" fragte Betti und horchte hoch auf.

„Sie bildet sich ein, Ihr Portrait in den Hän-

den des Staatsraths gesehen zu haben und dringt auf eine Trennung von ihm. Sie hat ihr Haus bereits verlassen und befindet sich hier im Hotel."

„Steht es so?" rief Betti theilnehmend, und reichte der Geheimräthin zur Versöhnung die Hand. „Dann freilich wird Offenheit zur Pflicht. Sein Sie beruhigt, theure Frau! — Was mich betrifft, so ist jede Eifersucht von Seiten Ihrer Tochter ohne Grund; den Besitz des Portraits aber mag Ihr Herr Schwiegersohn Ihnen selbst erklären. Für jetzt genüge Ihnen meine Versicherung, daß er mich nie zuvor gesehen."

„Wirklich nicht?" rief die Geheimräthin, und betrachtete die Sprecherin mit zweifelndem Blicke; bevor sie aber eine neue Frage zu thun im Stande, erschien der Baron athemlos in der Thür, eilte auf seine Freundin zu und flüsterte: „Er kommt, er folgt mir auf dem Fuße. Mein Gott! Wer hätte das gedacht! Es ist Alles nichts! Gar nichts! Bier! Aber vortreffliches! Reines Malz! Von meinem Gute bezogen."

Die Geheimräthin starrte ihn an. „Was ist Ihnen?" fragte sie kopfschüttelnd. „Holen Sie erst

Athem. Sie reden in der Aufregung ohne Zusammenhang."

„Weil Ihnen der Schlüssel zu meiner Rede noch fehlt. — Man muß sich erst an den Gedanken gewöhnen. Mir ging es ja auch so. Woran dachte ich nicht Alles: — An Schönheit und Jugend und lockere Sitten und endlich, endlich falle ich aus allen meinen Himmeln, und finde nichts als ächt bairisches Fabrikat, auf meinem Gute gebraut."

„Ich verstehe Sie nicht, lieber Baron. Was meinen Sie eigentlich? — Wo fanden Sie denn meinen Schwiegersohn?"

„In einem Keller!"

„Unmöglich!" rief die Geheimräthin. „Also dahin hätte Ihre Hinterthüre geführt?"

„Dahin!" sagte der Baron kleinlaut. „Aber hier ist er. Nun mag er es selbst verantworten."

„Was soll ich verantworten?" fragte der Staatsrath, der diese Worte noch hörte.

„Warum Sie die Eifersucht Ihrer Frau durch diese geheimnißvollen Promenaden erregten, deren Gegenstand ein Bierkeller war," rief der Baron lachend.

„Weil sie mir nicht glaubte, und ich, beleidigt durch ihr Mißtrauen, mir jede Frage über mein Thun und Treiben verbat," erwiederte der Staatsrath sich gegen seine Schwiegermutter wendend. „Ich bin ein Mann und will ein Mann bleiben; zu einem Pantoffelhelden tauge ich einmal nicht. Wollte sie mich führen, so mußte ich die Leine wenigstens nicht merken. Vertrauen nur erweckt Vertrauen."

„Und das Portrait, bei dem sie Sie heute ertappte," fragte die Geheimräthin erheitert.

„War das meiner Stiefschwester, von meiner unglücklichen Mutter auf ihrem Sterbebette mir übersandt, mit der Bitte, mich ihres verlassenen Kindes anzunehmen. — Wie gerne hätte ich diese Pflicht erfüllt; doch wo sie auffinden, die, zu stolz sich der Obhut ihres Bruders zu vertrauen, unter fremdem Namen bei Fremden ein Unterkommen suchte und fand. Schon glaubte ich sie mir für immer verloren, bis heute der Gedanke in mir zur Gewißheit wurde, daß ich sie wiedergefunden, und, um diese Ueberzeugung zu befestigen, zog ich jenes Portrait hervor, welches die Züge meiner Mutter und

ihres Kindes vereint trug. — Wehmüthig gestimmt, in Erinnerungen verloren, saß ich ganz in mich versenkt da, als eine Stimme mich weckte — und mit furchtbarem Mißtone meine Seele durchzitterte. — Ohne diese Störung wäre ich damals gleich hierher geeilt — um die verlorene Schwester an mein Herz zu drücken." Er breitete bei diesen Worten seine Arme aus, und Betti Seligmann lag laut schluchzend an seiner Brust.

Leise hatte sich während dem die Thür zum Nebenzimmer geöffnet, und unbemerkt war Emma hereingeschlichen; im Rücken der Gruppe stehend, hatte sie Alles vernommen. Ein Schleier sank damit von ihren Augen; tief gedemüthigt, glitt sie an der Seite ihres Gatten nieder in den Staub, umschlang seine Knie, und flüsterte ängstlich seinen Namen; aber er hörte sie nicht. Die wiedergefundene Schwester beschäftigte ihn ganz. „Du verläßt mich nun nicht wieder," sprach er weich mit seiner wohltönenden Stimme; „Du theilst mein Schicksal, hältst aus bei mir; ich war so einsam, meine Betti; jetzt werde ich es nicht mehr sein, denn Du wirst mich verstehen."

„Auch ich werde es künftig,“ flüsterte seine Gattin; „Auch ich! Gönne mir nur einen Blick! Sieh! Ich flehe hier zu Deinen Füßen: Vergebung! Ach! Ich war ein thöricht Weib! — Ich wollte Dich auf meine Weise glücklich machen; Du wolltest es auf Deine Weise sein, und das verstand ich nicht; aber jetzt — jetzt verstehe ich es. Dein Glück, mein Glück!“

Ihr Gatte zog sie zu sich empor.

„Und willst nie mehr eifersüchtig sein, den Stolz des Mannes durch kein Mißtrauen kränken?“ fragte er sie weich.

„Nie, nie,“ versicherte sie schmeichelnd.

„So laß uns denn einen neuen Bund schließen, der ohne Zweifel beginne, und wo diese aufsteigen wollen, da bürge Dir unsere Betti für mich.“

„Das will ich mit meinem Leben,“ rief die neu gewonnene Schwester warm.

„Und auch ich,“ betheuerte der Baron. Hätte ich doch nie gedacht, daß mein Malz eine Ehe stören könnte!“

Ein Carneval in Dresden.

Ein Carneval in Dresden.

Aus dem Tagebuch einer 70jährigen Dame.

Wieder einmal beging ich heute mein Wiegenfest und wieder begann für mich der Kreislauf eines neuen Jahres! So geistig frisch ich mich fühle, so rege meine Theilnahme für alles Gute und Schöne, so wird es mir doch schwerer die Feder zu führen und die Eindrücke und Begebenheiten zu verzeichnen, wie sonst. Doch möchte ich dieser lieben Gewohnheit nicht gern entsagen, und eben so wenig mich einer fremden Hand bedienen; denn die verschwiegenen Empfindungen unserer Brust, das Heiligste und Theuerste, was wir besitzen, werden entweiht, wenn wir es vor profane Ohren bringen; aber, dem Papiere vertraut, ist es ein Spiegel, in den wir nie vergeblich blicken.

Man glaubt, daß das Alter uns von der Welt abziehe und unser Leben einförmiger mache, doch kann ich bei mir diese Erfahrung nicht machen. Mich däucht sogar, daß ich jetzt weit mehr erlebe als sonst, als ob es immer bunter um mich werde. Aber ich muß abbrechen, denn ich höre schellen. Der Strom meiner lieben Freunde hat sich noch nicht verlaufen, es werden neue Glückwünsche meiner warten. Die stille Nacht sieht uns wieder vereint, mein liebes, geduldiges Papier und mich. —

Wie schön und genußreich ist mir der Abend entschwunden! Die liebe Frau von Sommerfeld hatte unsern engsten Kreis geladen, wir waren vielleicht zwanzig Damen um den traulichen Theetisch versammelt, es wurden einige Gedichte von Redwitz vorgelesen, die mir unbeschreiblichen Genuß gewährten, dann spielten einige junge Damen auf dem Clavier, dazwischen plauderte man, aß Torten und anderes Backwerk und kam nicht aus der schönsten Stimmung. Wie besonders anziehend war es, als sich die Unterhaltung darauf richtete, wie wohl Jede von uns sich den Himmel dächte, wie so manches Herz da seine heimlichen Wünsche kund gab und ein

so stilles und einfaches Glück für sich da begehrte, wo es vielleicht grade auf die höchsten Freuden Anspruch machen konnte. Ich selbst mußte bekennen, daß ich dort den Umgang mit bevorzugten Dichtern jeder andern Freude vorangehen lasse. Herodot, Dante, Homer und Plutarch, das wären meine Auserwählten. Die Sommerfeld wandte mir ein, daß ich ja deren Sprache nicht rede. Dazu lächelte ich wirklich. Ich hatte mir die gute Frau nicht von so einfachen Begriffen vorgestellt, daß sie im Himmel auch noch reden wollte. — Wir Alle sehnen uns ja so unbeschreiblich, endlich einmal zu einem Seelenaustausch, der die Worte überwunden hat, zum wahren seligen Genuß zu kommen!

Wahrhaft rührend war es mir auch, als das gute Fräulein aus dem Busch, das sich der Jugend widmet, im Himmel einen kleinen Kindergarten wünschte, in welchem sie nur Mädchen aufnehmen dürfte. Verdenken kann ich es ihr nicht; denn ein Knabe, wie lieblich er auch sei, bleibt immer ein rohes Geschöpf, dem etwas Thierisches aus den Augen blickt, das sich nicht wegerziehen läßt. — Könnte man da veredelnd wirken, ach! welche Wohl-

that wäre das für die Welt! — Aber, Gott hat es ja so gewollt, sonst wäre es nicht, daß die zarte Frau sich an dies fremdartige Wesen, Mann genannt, ketten müßte! — Es ist ja auch nur die Prüfungszeit auf Erden, die dies heischt. — —

Heute hatte die gute Gräfin Salli mich zu ihrem Nähkränzchen geladen, um den Damen etwas vorzulesen, während sie den Dürftigen Strümpfe strickten und Nachthauben nähten, um ihre sorgenvollen Häupter zu bedecken. So kommt das Christenthum endlich zur Geltung, wir speisen die Hungrigen und bekleiden die Nackten. Aus unserer Lectüre wurde freilich nicht viel. Erstlich wurde ich damit unterbrochen, daß eine Dame eine ganz merkwürdige Liebesgeschichte vortrug, die eine verheirathete Frau mit einem jungen Offizier angeknüpft. Der Stoff war schrecklich schön und kein Wunder, daß alle Hände in den Schooß sanken während des ergreifenden Vortrags.

Eben wollte ich mein Buch wieder zur Hand nehmen, da warf Gräfin Salli die Frage auf, wo sie wohl einen recht kostbaren Ofenschirm von Potichomanie gearbeitet bekomme, und während Alle

sich beeiferten, ihr Rath zu ertheilen, sagte ein garstiges Geschöpf neben mir, das ich noch gar nicht beachtet hatte: sie solle das Geld lieber einem Armen geben, denen es weit mehr zu Gute komme, als die Nachthaube, die sie ihr nähe. Ueberhaupt möchte sie vorschlagen, daß man dem Dürftigen lieber einen kleinen Verdienst zuwende und ihn arbeiten lasse, statt daß man hier nähe und ihm damit sein Brod entziehe.

Ein allgemeiner Schrei der Empörung folgte dieser unchristlichen Rede. Die Person mußte die Bibel nie ordentlich gelesen haben, sie konnte unmöglich wissen, wie schwer es für den Reichen ist, in den Himmel zu kommen, und daß sogar ein Kameel leichter durch ein Nähnadelauge spazieren werde, als daß er die Herrlichkeit Gottes schaue; sonst hätte sie diesen Damen unmöglich das kleine Verdienst mißgönnt, das sie sich durch ihrer Hände Arbeit um die Menschheit erwerben wollten, um dafür an der Himmelpforte nicht so gar lange wartend zu stehen. — Sobald nur eine kleine Pause entstand, nahm ich das Buch wieder zur Hand, um weiter zu lesen und damit diese Mißstimmung zu

besänftigen. Da kam von einer andern Seite eine Frage nach einem recht schönen Schnitt zu einer weißen Piqué-Pelerine. Ich schwieg dazu, wie natürlich, weil ich es nie darauf abgesehen, meinen Sinn durch die Beschäftigung mit dem äußern Menschen zu verflachen; die Uebrigen aber gingen lebhaft darauf ein und stritten, ob dieser dicke weiße Stoff kleidsam sei, oder nicht. Da nahm die Dame, die den Gegenstand angeregt hatte, wieder das Wort, bemerkend, daß sie eine solche Pelerine auch nur dazu benutzen wolle, sie umzuhängen, wenn sie krank zu Bett liege und den Arzt rufen lasse. — Das gab nun ein allgemeines Gelächter. Man wollte wissen, wer dieser Arzt sei, und war unerschöpflich in Vermuthungen und Neckereien, die mich entsetzlich langweilten; denn dergleichen Späße führen zu nichts, und das Lachen, das sie hervorrufen, ist mir zuwider. Ich lache überhaupt nicht gerne; denn wozu dient es? — So schön nun auch der Zweck dieser Zusammenkünfte, so sehe ich doch ein, daß ich nicht dahin passe und mich davon zurückhalten muß, so oft ich nur einen Vorwand habe, der nicht kränkend ist; — denn kränken darf man Niemand. Aber

es heißt auch: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?

Heute kam ich in der angenehmsten Stimmung nach Hause. Ich war in einer kleinen Gesellschaft bei Frau von Busch, wo man recht anregende Gespräche führte. Frau von Busch ist ein wenig Freigeist und steht nicht ganz auf der geistigen Höhe, wo ich sie wünschte: doch ist sie eine gute Frau und so muß man ihr schon etwas nachsehen. Da die Damen, die für heute eingeladen, meine Richtung theilten, so wurde sie überstimmt und wir feierten einen eclatanten Sieg. — Sie hält nämlich ein ominöses Journal, die Gartenlaube genannt, das sie uns Allen anpries, besonders wegen mancher diätetischen Vorschriften, die ein gewisser Bock darin niederlegen soll, um die Frauen aufzuklären. Wir riefen Alle wie aus einem Munde, daß wir für solche unschöne Belehrung dankten; aber sie hörte nicht darauf, sondern bemühte sich im Gegentheil, uns allerlei über den Sitz verschiedener Gegenstände im menschlichen Organismus auseinanderzusetzen, die zu nennen meine Feder sich sträubt. Endlich

nannte sie auch das Herz, und ich athmete ordentlich dabei auf, als sie auf ein Gebiet kam, wo man sich wieder zu Hause fühlte. — Leider aber war es nicht die ästhetische Seite des Herzens, sondern die prosaische, die sie hervorgehoben wissen wollte, und das war unserm weiblichen Gefühle denn doch zu empfindlich. Ich bat sie dringend, aufzuhören. Sie willigte ein unter der Bedingung, daß sie uns ein Capitel vorlesen dürfe. Wir gaben das zu, denn sie war unsere Wirthin; aber ich begriff nicht, was ihr an dieser materiellen Auseinandersetzung gefallen konnte. Sie erwähnte dann noch, daß dieser entsetzliche Mann gegen die Wunderdoctorin in Greiz eifere, die schon so viele hergestellt, daß er ebenso gegen Dr. Lutze aufgetreten, gegen den Mann, in dessen Hände die Natur diese wunderbare Heilkraft gelegt, die nur eine Gabe des Himmels sein kann, und daß er endlich die Homöopathie lächerlich mache. Das Letztere war zu komisch. Da wir sämmtlich bei diesen kleinen Kügelchen schwören, so konnte die gute Busch freilich nicht mit ihrer Ansicht durchdringen, daß die Wirkung in der Einbildung bestehe; denn wir wußten das besser. Sie urtheilte

a priori, aber wir empirisch. Das mußte denn doch den Ausschlag geben.

Es ist nicht zu leugnen, daß Dresden der reizendste Ort in der ganzen Welt ist; aber mir ist es doch nicht mehr das, was es einst war, als der Sinn für das Schöne sich noch mehr regte und die Liedertafel noch einen Kreis von Notabilitäten versammelte, auf den Deutschland stolz sein mochte. Wo bist Du hin, Du schöne Zeit? Wenn ich den lieben Theodor Hell wandeln sehe, dann erkenne ich recht, wie du uns entflohen! — Damals war die Abendzeitung meine liebste Lectüre, und aus Pietät halte ich sie auch jetzt noch fort, trotz ihrer namenlosen Mitarbeiter. — Sie war die Genossin meiner Jugend und soll die Freundin meines Alters sein; denn mit Gartenlauben, Häuslichem Heerd und Blättern der Art kann ich mich nicht befreunden. Sie sind wie das tägliche Brod, mich aber gelüstet nach Ambrosia.

Ich habe mich bereden lassen, heute an einen öffentlichen Platz zu gehen, und bereue es jetzt fast, daß ich es that. — Wie ist doch Alles so anders geworden in der Welt! Wahrhaftig, als wir durch

den großen Garten fuhren, von einer Schänke zur andern, kam mir mein schönes Dresden wie ein großes Wirthshaus vor. Die Mütter führen ihre Töchter alle Tage hinaus, wie ich höre, und stellen sie hier aus, wie in einem Bazar. — Ich hätte es gerne nicht geglaubt, aber ich konnte nicht umhin, denn wohin ich blickte, gewahrte ich die lieblichsten Mädchengesichter in ihren bunten Hütchen. Ich fragte, warum man es nicht wenigstens so einrichte, daß die Schenken für Männer und Frauen gesondert wären? Da antwortete mir eine Freundin lächelnd, daß dann die liebe Jugend wohl zu Hause bleiben würde? denn die jungen Mädchen gingen nur her, um zu sehen und gesehen zu werden. Ich war ganz entsetzt über den harten Ausspruch. Sie nahm mir meine Entrüstung zum Glück nicht übel, sondern erwiederte: „Sie leben so zurückgezogen von der Welt, meine gute Cordelia, daß Sie unsere heutige Jugend kaum noch kennen. Es ist Alles anders geworden. Wir haben achthundert solcher Schänken in unserm lieben Dresden. — Sehen Sie hier gleich am Eingange in der Wirthschaft des Hofgärtners, da trinken schon früh um sechs Uhr

eine Anzahl Familienväter ihren Kaffee, würdige, sehr respectable Männer, denen ihr Haus aber darum weniger gilt, als eine Schänke, und denen es besser gefällt, hier mit Männern zu rauchen und eine derbe Sprache zu führen, als häuslich neben der Gattin ein Stündchen zu sitzen und den Tag damit anzufangen, sich für das, was er an Geschäften und Sorgen mit sich bringt, zu sammeln. Dahin ist es mit unserm Familienleben gekommen. Wie nun erst die unverheiratheten Männer ihre Tage verbringen, das wollen wir gar nicht fragen. Aber glauben Sie es nur, die armen Mütter können wirklich nicht anders handeln, ohne sich auch die letzte Möglichkeit abzuschneiden, vielleicht eine Tochter abzusetzen. Darum tadeln wir sie nicht zu hart!"

Aber tadeln mußte ich sie doch; denn es verletzte mich in meinem weiblichen Gefühle, ein Mädchen so ausgestellt zu sehen, und es wäre mir als Mutter tausendmal lieber gewesen, meine Tochter nie zu verheirathen, als sie auf diese Art zu einer Waare zu machen. Als wir die ganze Runde gemacht, hielten wir bei dem Conditor an. Dies,

sagte man mir, sei die aristokratische Schänkwirthschaft des großen Gartens. Wirklich saßen hier sehr viele geputzte Damen mit ihrer Arbeit, als brächten sie hier ihre Tage zu, dazwischen saßen junge Mäuner, und rauchten nachlässig ihre Cigarren. Ich sah bald, daß ich hier Niemand kannte, und war recht froh darüber, meine Freundinnen nicht auf diesem Wege zu sehen. — Um mich zu unterhalten, nannte mir meine Gefährtin mehrere der bekannten Persönlichkeiten, darunter auch Gutzkow, auf den ich ganz unbemerkt sogleich meine Lorgnette richtete; denn er interessirte mich von allen modernen Dichtern am meisten. Es saß eine allerliebste junge Frau bei ihm, die man mir als seine Gattin nannte. Ich hätte sehr gerne mit ihm sprechen mögen, das kann ich nicht leugnen, doch an einem öffentlichen Orte wollte ich nicht dadurch provociren, und so freue ich mich inzwischen auf die Ankunft meiner Cousine, der Baronin Fegesack, die mit lauter Notabilitäten verkehrt, und gewiß auch ihn bei sich sehen wird. Sie wird mir das Leben übrigens schwer genug machen denn sie ist ein rechtes Weltkind; sie steht mir aber doch zu

nahe, um sie zurückzuweisen. Gewiß setzt auch sie sich mit ihrer Tochter hierher, dachte ich im Stillen, und fühlte dabei die Scham auf meinen Wangen.

Meine Cousine ist angekommen. Ich hatte ihr angeboten, ihr Absteigequartier bei mir zu nehmen, bis sie sich eingerichtet; es scheint aber fast, als ob sie gar nicht die Absicht habe, mich wieder zu verlassen. So sehr ich auch die Rechte der Verwandtschaft ehre und die Bande des Blutes hochhalte, so finde ich doch, daß sie ein wenig zu weit geht, indem sie sich so sans façons bei mir festsetzt. Sie hätte doch abwarten sollen, bis ich sie dazu aufforderte — oder sich scheinbar um eine Wohnung bemühen sollen, bis ich sie davon abgehalten — freilich hätte ich sie nicht abgehalten; aber indem sie so von selbst verstanden bleibt, macht sie es mir ganz unmöglich, ihr durch keine Einladung oder Aufforderung zu beweisen, daß ich auf ihren längeren Aufenthalt bei mir durchaus nicht rechne.

Meine Cousine hat sich außerordentlich gut conservirt, sie sieht aus wie die Schwester ihrer eigenen Tochter. Sie ist eine stattliche, imposante Blondine und hat ein sehr vornehmes Wesen. Es

schmeichelt mir, wenn ich mit ihr über die Straße gehe und auf den Gesichtern meiner Bekannten lese: wen hat unsere gute Fegesack da bei sich? — Wenn ich sie vorstelle, so macht es mir ein ordentliches Vergnügen, den Eindruck zu sehen, den die Nennung ihres Namens auf die Leute hervorbringt: Frau Baronin Zur Lohe aus dem Busch, geborene von Weidenbaum-Fegesack. — So ein schöner, alter Familienname ist doch ein köstliches Erbtheil. Mögen die Wogen des Lebens noch so sehr rauschen, so kann man damit nicht untergehen. Familienstipendien, Pensionen, hohe Protection und alle Arten von Almosen stehen einem solchen Geschlechte zu Gebote, und sichern seine Söhne und Töchter dagegen, einen gemeinen Erwerb treiben zu müssen. „Blut ist ein eigener Saft,“ heißt es im Faust, und ich fühle, wie dies alte Blut meine Adern schwellt und mir einen gewissen Schwung der Empfindungen verleiht, zu dem eine bürgerliche Seele, davon bin ich überzeugt, es mit aller Gewalt nicht bringen kann. — Als Gott im Paradiese zu Adam und Eva sprach: „Ihr sollt im Schweiße Eures Angesichtes Euer Brod essen,“ so

meinte er das natürlich nur für ihre bürgerliche Nachkommenschaft, obgleich er es nicht ausdrücklich sagte. Es ist ja überhaupt nie die Rede vom Adel in der Bibel, auch im neuen Testamente nicht, das hat mich manchmal schon recht traurig gemacht, wenn mir Zweifel kamen, wie ich mich zum Christenthume zu verhalten habe. — Unter die Reichen möchte ich mich doch auch nicht rechnen; denn erstens ist der Adel nur reich an Gesinnung und zweitens ist mir die Geschichte mit dem Kameele und dem Nadelöhr dazu zu anstößig. — Doch weg mit diesen traurigen Grübeleien! Der liebe Gott wird schon wissen, wozu er uns geschaffen hat.

Die Tochter meiner Cousine, Elfriede zur Lohe aus dem Busch, war mir noch ganz fremd. Sie ist eben achtzehn Jahre geworden und aus der Pension zu ihrer Mutter zurückgekehrt. Gestern war ihr Geburtstag. Sie war erst am Tage zuvor angekommen und ich wußte kein Wort davon, sonst hätte ich irgend eine freundliche Begrüßung am Morgen veranstaltet. Ganz unbefangen kam ich aus meinem Zimmer, um in die Küche zu gehen und unsern Mittag anzuordnen; da finde ich Elfriede

in ihrem Morgenrocke, die Haare wild um ihren Kopf flatternd, die Augen roth geweint — einem Struvelpeter nicht unähnlich — auf ihrem Koffer im Vorhause sitzen. Sie sah in diesem Aufzuge so wenig einem Mitgliede unserer Familie ähnlich, daß ich stehen blieb und mich zu überzeugen suchte, ob sie es auch wirklich sei. „Elfriede, was fehlt Dir?" redete ich sie an. Sie schluchzte von Neuem. „Ist Dir ein Unglück begegnet?" fragte ich weiter und nahte mich ihr, um das Haupt der Betrübten an meine mitleidige Brust zu ziehen.

„Ich bin heute achtzehn Jahre alt geworden!" stammelte sie.

„Du liebes Kind! Meine herzlichen Glückwünsche!" sagte ich warm.

„Ach, ich bin zu unglücklich!" brach sie unter Thränen aus.

„Warum? Was ist Dir?" fragte ich verwundert.

„Ich mag keine alte Jungfer werden. Wenn meine Mutter mich nicht bald heirathen läßt, so nimmt mich Niemand mehr."

„Liebes Kind! Welche sonderbare Idee ist das! Ehen werden im Himmel geschlossen; der heilige

Paulus sagt: Heirathen ist gut, aber nicht heirathen ist besser."

„Es ist mir ganz gleich, ob der heilige Paulus das sagt oder nicht; ich weiß aber wohl, was ich thue. Eine alte Jungfer werde ich nicht. Ein Mann ist immer noch besser als keiner."

Ich fand diese Weise sich auszudrücken ungeziemend mir gegenüber, und zog mich mit einer kleinen Bemerkung der Art von ihr zurück, um meine Cousine aufzusuchen, die ich vor ihrem Schreibtische fand, wo sie einen Berg von Papieren ordnete. Nachdem ich ihr einen guten Morgen gewünscht und sie gefragt, wie sie geschlafen, deutete ich ihr zart an, in welcher Verfassung ich ihre Tochter gefunden. Sie lachte.

„Das einfältige Mädchen! Welche Angst sie hat, unter die Haube zu kommen! Nun, hoffentlich wird sich im Laufe des Winters eine Partie für sie finden. Ich wünsche selbst, daß sie angebracht werde: denn es ist mir höchst lästig, ein junges Mädchen zu überwachen, und mein Aufenthalt bei Dir, liebe Cordelia, hat mit den Grund, daß ich in Dir eine Hülfe darin zu finden hoffte. Da Du keinen Be-

ruf hast, so wird Dir diese kleine Beschäftigung eine angenehme Abwechslung sein."

Ich verstummte vor dieser Zumuthung. Es ist mein Grundsatz, wenn mich etwas überrascht, so nehme ich mir vierundzwanzig Stunden Zeit, die Antwort darauf in mir vorzubereiten, und dann erst ertheile ich sie. So machte ich es denn auch diesmal. Ich sagte etwas, das nicht zur Sache gehörte, und kehrte in mein Zimmer zurück.

Heute war unser Lesekränzchen. Ich forderte meine Cousine auf, mich zu begleiten, mehr aus Höflichkeit als in der wirklichen Absicht sie einzuführen; denn ich finde immer mehr, wie wenig sie zu meinen Bekannten paßt. Sie willigte indessen sogleich ein, mitzugehen, und somit blieb mir nichts übrig, als sie einzuführen. Ich hatte ihr im Voraus gesagt, was gelesen würde. Sie rümpfte dazu ein wenig die Nase. „Was sich der Wald erzählt" interessire sie nicht, meinte sie; doch wolle sie es sich gefallen lassen, es anzuhören, wenn man ihr gestattete, auch etwas von dem vorzutragen, was

nach ihrem Geschmacke sei. Ich versetzte, daß sie uns damit sehr willkommen sein werde; es bringe eine kleine Abwechselung in unsere Zusammenkünfte, die uns angenehm anrege. Meine Cousine schreibt, ich weiß es, und geht damit um, ihre Sachen zu veröffentlichen. Ich billige das nicht, weil es mir unweiblich scheint, die Oeffentlichkeit zu suchen, besonders für die Mutter einer erwachsenen Tochter; doch wird mein Urtheil sie nicht abhalten, ihren eigenen Weg zu gehen, und so mag sie denn thun, was sie nicht lassen kann. Sie hat eine große Meinung von ihrem Talente, und sagte gestern so etwas wie von einem verfehlten Beruf in Bezug auf ihr Eheleben, wobei sich mein Herz zusammenzog. Für eine vornehme Frau schickt sich das Wort Beruf schon gar nicht, es klingt so plebejisch, so gemein; es paßt sich für bürgerliche Verhältnisse, wo die Frau dem Hause vorstehen und die Gefährtin des Mannes sein soll; wer aber nur geschaffen ist, einen alten Namen auf die Nachwelt zu vererben, hat ganz andere Pflichten, ist wie die Königin im Bienenstocke und keine Drohne. Sie muß sehr vielen schlechten Umgang gehabt haben, um solche Rede-

weise anzunehmen; denn daß es mehr sei als Worte, will ich mit Gott nicht hoffen!

Wir hatten, ehe wir fortgingen, noch eine schreckliche Scene mit Elfriden. Ihr war versprochen, daß sie zur Entschädigung für den einsamen Abend, der ihr bevorstand, eine Reitstunde nehmen sollte, womit sie auch ganz zufrieden war. Die Jungfer meiner Schwester sollte sie begleiten und durch das Fenster des kleinen Toilettenzimmers ihr zusehen, des Anstandes halber, damit sie nicht allein mit dem Reitmeister sei. Da kam die Nachricht, daß kein Pferd mehr zu haben, d. h. kein Damenpferd. Elfride war außer sich über dieses Fehlschlagen, sie verlor alle Haltung, allen bon ton, und schalt uns Alle der Reihe nach aus, daß wir nicht früher geschickt die Stunde zu bestellen. Auf mich fielen ihre Vorwürfe noch ganz besonders, weil ich, als hier zu Hause, hätte wissen müssen, wie sehr die Damenpferde in Requisition. — „Mein Kind", sagte ich sehr gemäßigt, „zu meiner Zeit kannte man diese unweiblichen Vergnügungen noch nicht." Da fing sie laut zu lachen an, murmelte etwas von altjüngferlicher Zimperlichkeit und lief zur Stube hinaus.

Ich war froh, ihrer los zu sein, und vergab ihr gerne die Grobheit.

Meine Cousine hatte sich sehr geputzt zu unserm Kränzchen. „Die Leute beurtheilen uns bei unserm ersten Auftreten nach dem Kleide!“ sagte sie. Ich theilte ihre Meinung nicht. Ein alter Name läßt das Kleid übersehen. Indessen — schaden konnte es nicht — wir gingen. Als wir eintraten, waren schon Alle versammelt. Meine Cousine wurde sehr artig aufgenommen und entwickelte sehr viel Unterhaltungsgabe, weit mehr, als ich ihr zugetraut. Da meistens von Literatur die Rede war, so konnte eine Fremde auch leicht darauf eingehen, was nicht der Fall ist, wenn Tagesneuigkeiten besprochen werden. Sie erkundigte sich nach den hier lebenden Schriftstellern und äußerte den Wunsch, sie kennen zu lernen. Davon hatte sie mir noch kein Wort gesagt, und ich wußte darum nicht, ob sie im Scherz oder im Ernst rede. Wer eine erwachsene Tochter hat, für den paßt ein solcher Umgang doch nicht ganz, schon weil diese Herren meistens Demokraten sind. Doch blieb das ihre Sache. Man erzählte ihr, es lebten jetzt in Dresden auch sehr viel schrei=

bende Damen, Einige sagten vierundzwanzig, Andere achtundvierzig.

Indem trat noch ein Gast ein, der mir noch unbekannt war, und unsere Wirthin stellte Fräulein Elwire von Kosegarten vor: hier sei gleich eine aus der Zahl, die am besten Auskunft über ihre Mitschwestern zu geben vermöge. Sie nahm neben meiner Cousine Platz und gerieth in eine sehr lebhafte Unterhaltung, die damit endigte, daß sie sich gegenseitig zu besuchen versprachen und ewige Freundschaft gelobten. Die Wirthin stand indessen wie auf Kohlen, weil „Der Wald" an die Reihen kommen sollte und jene Beiden immer noch nicht schwiegen. Ich stand darum auf, nahte mich meiner Cousine und flüsterte: „das Lesen beginnt." Sie war nun still und hörte zu, man sah ihr aber an, wie zerstreut sie war, und bei der ersten Pause nahm sie das Wort und erklärte, daß man von solcher Lectüre wenig lerne; wenn es den Damen gefällig sei, würde sie zur Abwechselung einen allerliebsten kleinen Aufsatz aus dem Spectator einschalten. Natürlich waren Alle zu wohlerzogen, um nicht darum zu bitten. Die Wirthin, die von mir erfahren, daß meine Cousine

selbst schreibe, ging noch weiter und ersuchte sie eine ihrer eigenen Poesien zum Besten zu geben. Wenn „Der Wald“ beendigt sei, erwiderte meine Cousine; als Episode gäbe sie nicht gerne etwas Bedeutendes, das eine frische Empfänglichkeit verlange, die „Der Wald“ noch nicht abgenutzt. Zugleich zog sie aus ihrer Brieftasche ein Blatt hervor, räusperte sich und begann mit einer Emphase, die mir höchst unweiblich erschien, einen Aufsatz vorzulesen, der nicht übler hätte gewählt sein können. Ein Glück, daß sie ihn nicht für ihre eigene Composition ausgegeben; denn eine Zur Lohe aus dem Busche, geborene von Weidenbaum-Fegesack, durfte solche Gesinnungen nicht zur Schau tragen, ohne sich an die Spitze der sogenannten Emancipirten zu stellen. So wenig Achtung vor dem Hergebrachten und vor der guten alten Sitte! — Mir traten die Thränen vor Schamgefühl in die Augen, während sie las. Der Artikel war überschrieben: „Die Mode“ und lautete ungefähr so:

Die Mode.

„Es ist die Macht der Mode, die uns verleitet, die unpassendsten Dinge zu thun. Die Gesetze der

Natur und der gesunden Vernunft schweigen vor dieser Tyrannin, und wir erschrecken, wenn das Licht auf die seltsamen Wege fällt, die sie uns führt.

„Es ist Mode geworden, den Schmerz um geliebte Dahingeschiedene durch eine schwarze Kleidung zur Schau zu tragen. Forschen wir dem Ursprung dieser Sitte nach, so dankt sie ihr Entstehen sicher dem Umstande, daß die Trauernden nicht geneigt waren, ihrer Kleidung eine hinreichende Aufmerksamkeit zu widmen. Nach und nach ahmten die Uebrigen die äußere Nachlässigkeit nach, und die Betrübten, die nicht aufgelegt waren, sich in die Lustbarkeiten ihrer Mitbrüder zu mischen, entschuldigten ihr Nichtmitgehen durch ihren Anzug. Wahrer Kummer war die erste Ursache dieser Mode; denn er konnte die bunten Gewänder, die der Freude angehören, nicht mit seiner inneren Stimmung in Einklang bringen, und legte sie darum bei Seite. Diese Auszeichnung einer wahrhaften Empfindung verlor sich bald, denn lachende Erben und Wittwen fingen an, dieselbe düstere Kleidung zu tragen. Pracht und Pomp folgt jetzt dem Geschiedenen, der Sohn des

reichen Vaters betrauert diesen, indem er seine Hülle mit glänzendem Gepränge bestattet.

„Diese Art, seinen Kummer zu zeigen, findet auch unter Fürsten und Königen statt, die sich in allen Sprachen Brüder nennen und beim Tode für einander den Purpur anlegen, im Falle kein Krieg sie gerade entzweit. Hofleute und alle Jene, die gern einen solchen Namen führen, werden bei dem Unglücksfalle eines Prinzen sogleich vom tiefsten Kummer ergriffen und tragen die Zeichen desselben bis auf die größten Kleinigkeiten zur Schau. Des Hofmannes Mienen und Kleid sind die Hieroglyphen seines Schmerzes. Seine Stimme sinkt zum bloßen Flüstern herab und seine Gedanken sind darauf gerichtet, seine Kleidung nach bester Einsicht seinem Schmerze anzupassen.

„Die herrschende Neigung der Menschen, größer zu scheinen, als sie sind, verleitet sie, den Hof zu suchen. Die Dame, die noch gestern in die Farben des Regenbogens gekleidet war, wählt heute die Farben der Nacht, weil die Trauer befohlen. Diese Neigung zum Wechsel zeigt sich nicht nur in Jenen, die der Reichthum in den Stand setzt, jede Laune

zu befriedigen, sondern auch da, wo der Mangel herrscht. Die Wittwe eines Majors, die von einer kleinen Pension lebt, findet es unumgänglich nöthig, für sich und ihre Tochter die Hoftrauer mitzumachen. Sie darben daheim, um auf der Straße in Schwarz zu erscheinen. Sie legen sich jede Entbehrung auf, nur um zu der ersten Gesellschaft dem Scheine nach zu gehören.

„Wie verdrießlich es aber auch sein mag, unter harten Entbehrungen die äußern Zeichen der Trauer zur Schau zu tragen, so sind doch Jene noch nicht die am tiefsten Trauernden; denn zu diesen gehören die Kaufleute, Spitzenhändler, Seidenfabrikanten und Putzmacherinnen. Ein gütiger und königlich gesinnter Prinz muß seinem Tode darum mit Sorge in das Auge blicken, weil er vorhersieht, wie viele seiner Unterthanen dadurch brodlos werden, und um dem vorzubeugen, wird er anordnen, daß nur die Personen seines Haushaltes Schwarz anlegen und Niemand sonst. Ihm wird eine Trauer des ganzen Landes eine ähnliche Ceremonie dünken, wie die jener Barbaren, die ihre Sclaven tödten, um sie dem Begräbniß ihrer Könige beizufügen.

„In einem Kaffeehause erschien häufig ein Gast, der stets das Zeitungsblatt mit der Bemerkung aus der Hand legte: „Wahrhaftig, die Fürsten sind alle noch bei guter Gesundheit.“ Fragte man ihn, was er für Nachrichten aus Wien habe, so hieß es: „Gottlob, die deutschen Prinzen befinden sich ganz wohl!“ Fragte man ihn nach der Türkei, so antwortete er: „Der Sultan lebe in Frieden mit allen Potentaten.“ Als man sich nach dem Manne erkundigte, ergab es sich, daß er ein en gros-Geschäft mit Seidenwaaren treibe. Wenn er Bestellungen macht, so geschieht es stets mit dem Vorbehalte: das Uebereinkommen sei nur in dem Falle bindend, daß kein Fürst sterbe.

„Wenn ein fremder Gesandter den Hof, bei dem er accreditirt ist, beim Absterben seines Landesherrn schwarze Gewänder anlegen sieht, während das Volk die Farben der Freude beibehält, so wird ihm die seinem Herrn erwiesene Ehre weit mehr in die Augen fallen, als wenn die ganze Welt schwarz gekleidet wäre. Fragen Sie die Gattin eines Kaufmannes, warum sie die tiefe Trauer angelegt, und sie antwortet: ein Mitglied der kaiserlichen Familie

sei gestorben, so klingt das sonderbar. Fürsten sind so hoch über uns gestellt, daß es überflüssig ist, sie betrauern zu wollen, es sei denn, wir wären in irgend einer Eigenschaft an ihre Person gekettet gewesen."

Als meine Cousine das letzte Wort gelesen, entstand ein allgemeines Hüsteln und Räuspern im Zimmer; man sah die Verlegenheit auf allen Gesichtern. Niemand wollte tadeln aus Höflichkeit gegen den fremden Gast, und doch konnte auch Keine sich entschließen, hier Billigung zu äußern. Ich saß wie auf Kohlen; in die Erde hätte ich sinken mögen. Da rettete uns Elwire von Kosegarten von diesem Embarras, indem sie laut das Wort nahm, behauptend, es habe sie lange nichts so erquickt, als dieser Aufsatz. Diese Selbstständigkeit des Urtheils finde man nur bei den Engländern; dieser Muth zu reformiren sei nur dem Volke gegeben. Meine Cousine habe noch dazu den Sprachausdruck des berühmten Steel auf merkwürdige Weise wiedergegeben.

Steel! — Gottlob! Ich athmete hoch auf. Der berühmte Steel hat diesen unpoetischen Aufsatz geschrieben, nun durfte Keine von uns mehr verlegen sein, sich offen darüber auszusprechen. Elwire von Kosegarten fuhr fort, ihn lebhaft zu vertheidigen und gegen alle Mode zu demonstriren. Jeder solle sich nach seiner Phantasie kleiden, den Spiegel und seinen Geschmack zu Rathe ziehen und nicht das Pariser Modejournal. Wir lachten herzlich. Welche bunte Welt würde das werden! So viele verschiedene Trachten würden das Auge ermüden, und man könnte dahin kommen, sich selbst nicht wieder zu erkennen.

Uebrigens waren wir nie munterer gewesen, als an diesem Abend, und als wir schieden, glühten unsere Wangen, als ob wir Champagner getrunken. — Wie unzart habe ich mich da ausgedrückt!

Wie hat sich die Welt verändert seit meiner Jugend! Meine Cousine dringt darauf in der Gemäldegalerie, vor den Augen aller Leute, ein höchst unanständiges Bild zu copiren, und wie ich es ihr auch ausrede, sie bleibt dabei, daß es sich vollkommen schicke, und daß nur die Prüderie der Roccoco=

Zeit mich einen Anstoß daran nehmen lasse. Was soll ich thun, um sie davon abzuhalten? Eine Zur Lohe aus dem Busch und öffentlich malen! — Ich möchte blutige Thränen darüber weinen, wohin es mit der Ehre unseres alten Namens gekommen. O tempora, o mores!

Mein Hausarzt war heute hier. Er ist ein aufgeklärter Mann, trotz seiner conservativen Richtung. Für ihn ist der Mensch noch ein Mensch, der aus Geist und Körper besteht, die sich beim Tode scheiden; für ihn ist das Fleisch noch sündlich und der Geist noch schwach. Mit einem solchen Manne ist noch angenehm verkehren, mit ihm versteht man sich stets.

So klagte ich ihm denn mein Leid in Bezug auf das unerhörte Vorhaben meiner Cousine. Er lächelte und beruhigte mich. Es sei allerdings früher nicht gangbar gewesen, daß eine Frau sich unbeschützt öffentlich ausgesetzt; indessen durfte ich unbesorgt sein, dadurch einen Makel auf unsere Familie geworfen zu sehen; denn mit dem Worte

„emancipirt" sei diese Neigung eine Kunst zu üben nicht zu bezeichnen. Ich sollte ein Auge zudrücken und die Sache ohne Rüge ihren Gang gehen lassen. Man würde weiter nicht darüber reden. Er ist so verständig, daß ich ihm glaube. Aber statt des einen Auges werde ich doch lieber gleich beide zudrücken, — ich könnte es nicht ohne Schaudern sehen, wenn ein Mitglied meiner Famlie hinter dem Holzgerüste säße, umgeben von namenlosen Menschen, und mit schmuzigen Farben die Hände besudelte, als handele es sich darum ihr Brod zu verdienen. Wohin wird es noch kommen mit einer Welt, die so ausartet! Gott Lob, daß meine Jahre gezählt sind und die ewige Ruhe meiner wartet, wo dieser Erdenstaub mir nicht mehr ankleben darf.

Am ersten November wurde die Gemäldegalerie geschlossen. — Meine Cousine arbeitet darum den ganzen Tag an ihrem Bilde, und ich sehe sie kaum. Elfride liest indessen Romane oder spielt mit dem Schooßhunde ihrer Mutter. Sie ist nach meinen Begriffen sehr schlecht erzogen. Heute war unser

Lesekränzchen, und um sie nicht ganz allein zu lassen, schlug ich ihr vor, mich zu begleiten. Sie willigte ein.

„Hast Du auch eine Handarbeit mitgenommen?“ fragte ich sie in dem Momente, als wir das Haus verlassen wollten. Sie hatte daran nicht gedacht. — Wir traten wieder in das Zimmer und sie suchte und suchte, was sie mitnehmen könne. Einen Strickstrumpf hatte sie nicht, wie sie mir gestand; denn stricken konnte sie nicht. War das möglich? Eine Zur Lohe aus dem Busche und nicht stricken können! Das arme Kind, wozu hat es denn seine Hände? das möchte ich nur wissen. Aber sie kann nicht dafür, es ist lediglich Schuld der Erziehung. Die Mutter, die Mutter! Es muß ein ganz eigenes Blut in den Adern dieser Mutter fließen. Ach, so sehr ich mich auch gesträubt, den Verläumdungen ein Ohr zu leihen, die über die Verhältnisse in jener Familie im Laufe waren, als mein Vetter, Alfred Zur Lohe aus dem Busch, seine Gattin heimführte: so muß ich doch jetzt mit der Schrift sagen, daß man den Baum an den Früchten erkenne. Elfride suchte und suchte und endlich kam

ein Stück Mousselin zum Vorschein, mit einer blauen Zeichnung darauf, die eine sogenannte englische Stickerei werden sollte. Aber, o Himmel, wie das aussah! Ein Kind von sechs Jahren näht besser. Scheere, Fingerhut, Baumwolle wurden von der Jungfer geborgt, nichts war zu finden. Ich machte dem Mädchen Vorwürfe über die grausame Unordnung, die in den Schubfächern meiner Nichte, wie ich Elfride nenne, herrschte; sie warf aber alle Schuld auf das Fräulein, das nie eine Sache an denselben Ort lege und Alles durch einander reiße, wenn sie eben Ordnung gemacht hätte.

Etwas verspätet kamen wir somit im Leseclub an. Meine Freundinnen machten mir Vorwürfe, daß ich meiner sonstigen Gewohnheit größter Pünktlichkeit ungetreu geworden, und ich entschuldigte mich so gut ich konnte, ohne meine Nichte preiszugeben; denn wer seine Nase abschneidet, der schändet sein Angesicht, und die Ehre meiner Blutsverwandten ist meine eigene Ehre. — Es gefiel mir, daß Elfride darauf das Wort nahm und mit recht liebenswürdiger Offenheit gestand: sie trage die Schuld an der ganzen Verzögerung. Dies Gestehen ihres Feh=

lers kleidete sie ungemein gut und alle Damen wurden dadurch für sie eingenommen.

Man ging nun über zu einer Berathung, was wir zunächst in unserm Kränzchen lesen wollten. Um mit der Zeit Schritt zu halten, wählten wir abwechselnd ein classisches Buch und eine moderne Production, und die Dame, welche den Vortrag bei der Wahl hat, trat heute mit der Ansicht auf, daß wir uns nun auch dem neuen Genre zuwenden müßten, den man die Dorfgeschichte nennt. Dagegen erhoben mehrere Stimmen sich sogleich sehr laut. Man nannte das die Prosa des Lebens, die uns herabziehe in die Untiefen, wo die Alltäglichkeit hause und der Kampf um den Erwerb von Pfennigen die ganze Pointe sei, um die sich das Leben drehe; während des Dichters Aufgabe bleibe, von Perlen eine Brücke zu bauen, die unser Erdenleben an den Himmel knüpfe und uns die Seligkeit lehre, die in dem Schwelgen schöner Gefühle beruhe. Ich pflichtete dieser Ansicht bei. Leute, die eine ungebildete Sprache reden, sind mir zum Umgange nicht angenehm, so gut und brav sie auch sonst sein mögen; darum mag ich auch in Büchern nicht mit

ihnen verkehren. Freilich läßt man sie auf dem Papier ein gutes Deutsch reden; aber das eben ist es, was sie unwahr macht. Wenn Hans und Peter sprechen, so gehen sie mit dem mir und mich nach Gefallen um; und das muß man ihnen lassen, sonst sind sie nicht mehr Hans und Peter. — Mit seinem Gesinde hat man übrigens schon so viele Noth, daß man gewiß froh ist, wenn man nicht an sie denken darf; wie sollte man Freude daran finden, eine schöne Stunde der Muße damit hinbringen zu wollen, daß man liest, wie es andern Leuten mit ihnen erging? — Die Damen waren aber so lebhaft, daß ich meine Meinung kaum anbringen konnte. Ich freute mich aber recht herzlich, am Schlusse unserer Debatte zu hören, daß einstimmig alle gemeine Literatur verworfen wurde. Der Mensch ist das einzige Thier, das aufwärts schaut; warum sollte er also abwärts lesen? — Diese Bemerkung, die ich am Schlusse fallen ließ, fand allgemeinen Beifall. Man nannte mich die immer noch geistreiche Cordelie und rühmte, daß meine Jahre meinem frischen Empfindungsvermögen keinen Abbruch gethan. Alle meine Freundinnen umarmten mich

und sagten mir die herzlichsten Worte. Erröthend und beschämt erwehrte ich mich mit Mühe ihrer Liebkosungen. In dem Augenblicke trat Elwire von Kosegarten ein. Als sie hörte, wovon die Rede, war sie ganz meiner Meinung und versicherte, daß sie stets eine eifrige Vertreterin der romantischen Schule gewesen. Sie bat uns, eins ihrer neuesten Gedichte vorlesen zu dürfen, bevor wir aus einander gingen, und augenblicklich wurde die Ruhe in unserm Kreise hergestellt, die Stühle zusammengerückt und jedes Ohr gespannt. Sie stellte sich in unsere Mitte und recitirte mit vielem Ausdruck:

Ein Vöglein saß auf einem Zweig
Und sang so lustige Lieder.
Ach, daß auch ich ein Vöglein wär',
Und hätt' ein bunt' Gefieder.

Dann flög' ich munter durch den Wald
Und ruht' auf allen Zweigen,
Stieg aufwärts oft und macht' nicht Halt,
Bis müd' ich wär' vom Steigen.

Im Aether wiegte ich mich gern,
Im Angesicht der Sonne,
Und blieb der Erde lieber fern
Vor lauter Himmelswonne.

Im Walde wohnte ich bei Nacht
Und schaute in die Sterne,
Und früh, so wie der Tag erwacht,
Eilt' ich schon in die Ferne.

Allgemeiner Beifall wurde ihr am Schlusse für die ungemein liebliche Dichtung gezollt. — „Wie unschuldig, wie naturgetreu!" riefen wir aus. — Ich bat mir eine Abschrift davon aus und beklagte, daß sie ihre Werke nicht dem Druck übergäbe; denn so sehr ich auch gegen die Oeffentlichkeit in Bezug der Leistungen einer Frau bin, so würde hier doch Vielen eine Freude entzogen, wenn die Arbeit ohne Vervielfältigung bliebe. Meine Aeußerung schien Elwiren zu gefallen. Sie lächelte heiter und erwiderte mir, daß ihre Weiblichkeit schon das Opfer gebracht haben würde, wenn nicht alle Druckereien in den Händen der Männer wären, die einen großen Neid gegen jedes Frauentalent hegten und es darum auf jede Weise zurückzuschrecken suchten. Wir Alle beklagten das aufrichtig. Sie fuhr fort, sobald sie unsere Theilnahme sah, uns eine Beschreibung der Schwierigkeiten zu machen, die sich einem weiblichen Wesen entgegenstellten, wenn es seine poetischen Arbeiten durch rauhe Männerhand dem Publicum

zukommen lassen wollte. Ihr Bericht war haarsträubend. — Nichts von Courtoisie, nichts von Schutz gegen das schwache Geschlecht, den zu gewähren den Männern doch so gut steht. Das ganze Verfahren deutete auf eine Gleichberechtigung und eine Concurrenz in der Arbeit, die ich in einem Lande, wo man die Frauen nicht emancipirt hat, kaum für möglich gehalten hätte. — Schließlich meinte sie dann noch, daß auch ihr Stand ihr im Wege sei. Die meisten Schriftsteller wären Demokraten und verziehen uns unsern alten Namen nicht. Diese Ungerechtigkeit that mir so weh, daß ich mit Thränen in den Augen auf sie zuging, sie an meine Brust schloß und sie einlud, mich zu besuchen. — Sie dankte mir warm für meine Freundlichkeit. Einstimmig versprachen wir dann noch, sie durch unsere Theilnahme zu entschädigen für das, was sie ungerechter Weise von den Männern zu ertragen hatte, und wenn es nicht anders wäre, so wollten wir auf gemeinsame Kosten ihre Werke veröffentlichen. Elwira war ganz gerührt über dies Anerbieten. Ihre Wangen glühten. Sie stellte sich in die Mitte unseres Kreises, wir sämmtlich schaarten

uns um sie, und Jede einzeln mußte herantreten und ihr einen Schwesterkuß geben zum Gelöbniß unserer Treue und Anhänglichkeit.

In sehr heiterer und gehobener Stimmung kehrte ich nach diesem schönen Abend in meine Wohnung zurück, wo meiner — ach! — eine ganz andere Scene wartete. — In meinem Zimmer saß meine Cousine auf dem Sopha, vor ihr stand die Theemaschine, und so spät es auch schon war, hatte sie noch nichts abtragen lassen. Diese Unordnung in meinem Haushalte machte mir schon einen unangenehmen Eindruck; denn der liebe Gott hat doch auch die dienende Classe geschaffen und ihr, leider, wie uns Andern das Bedürfniß des Schlafens gegeben; wenn ich mich also diesem seinem Willen entgegensetze, so macht er sie krank, und wer leidet darunter, als ich? Folglich ist es gegen mein eigenes Interesse, diesen Naturgesetzen zuwider zu handeln. — Ich sagte indessen nichts und wünschte ihr artig einen guten Abend, wie es die Wirthin dem Gaste schuldig war. Meine Cousine antwortete mir aber kaum, rief ihrer Tochter zu, gleich in ihr Zimmer zu gehen und sich auskleiden zu lassen, und sagte,

so wie sich die Thüre geschlossen, in großer Erregung: „Cordelie! Ich bin außer mir. Denke Dir, als ich heute auf die Galerie komme, — ich war nur eine halbe Stunde zu Torniamenti hinübergegangen, eine heiße Tasse Kaffee zu trinken, weil mich sehr fror, — da finde ich, daß mein allerliebster kleiner Amor — mit einem großen grünen Feigenblatte verziert ist. — Ich bleibe entsetzt davor stehen und traue meinen Augen nicht. — Ich sehe mich um, aber Niemand ist mehr da. Alle hatten heute sehr früh die Galerie verlassen. Ich frage die Diener. Sie haben keine Antwort für mich. Ich bin außer mir und weiß nicht, an wem ich meinen Unmuth auslassen soll. Liebe einzige Cordelie! Hilf mir entdecken, wer mir den Streich gespielt hat. Hilf mir herausfinden, wer eine solche Unverschämtheit begehen konnte. Es ist empörend, entsetzlich! — Meine Arbeit antasten! Ich glaube, daß ich davon Anzeige machen und gerichtlich auf die Entdeckung des Verbrechers und auf seine Bestrafung dringen könnte! Ich glaube, daß ich das könnte! Bist Du der Meinung nicht auch?"

Ich schüttelte mein Haupt. „Nicht doch, liebes Cousinchen Zur Lohe!" erwiderte ich. „Je weniger

Du davon redest, desto besser. Möchtest Du denn vor Gericht bekennen, welche paradiesische Unschuld Du dort abgemalt? — Und könnten Dir die Richter nicht ganz gut antworten, daß schon Adam und Eva nach einem Feigenblatte verlangt, und daß jener Unverschämte — es kann aber auch ein zartfühlendes weibliches Wesen gewesen sein — eigentlich nur der Bibel gemäß an Dir gehandelt habe?"

„Der Bibel gemäß!" rief meine Cousine halb lachend, halb ärgerlich. „Nein, liebe Cordelie, so viel Unsinn hätte ich doch nicht von Dir erwartet. Nimm es mir nicht übel; aber Euch ist hier ein so sonderbarer Zopf gewachsen, daß man bisweilen irre wird, ob man vor Euch weinen oder lachen soll. — Am Ende hat noch gar ein Geistlicher oder ein Missionair meinen Pinsel ergriffen und mir meinen süßen Gott so verunstaltet. Hätte ich den Narren nur auf der That ertappt, so sollte er dafür einen Bart bekommen haben, den er auch so leicht nicht wieder abgewaschen. Aber daß er mir so entwischt ist und nun in's Fäustchen lacht, mir die Lehre gegeben zu haben, das ärgert mich. Wie werden die gelacht haben, die ihn bei dem Geschäfte gesehen!

Vielleicht sitzt er jetzt in irgend einer Schenke mit seinen Genossen und macht sich lustig über mich. Entsetzlich!"

„Da siehst Du nun die Folgen Deiner Manie, Dich dem Publikum preiszugeben, theure Cousine Zur Lohe, und möge diese kleine Erfahrung Dir eine Lehre sein, daß eine Frau von Stand einen solchen Schritt nicht ungestraft thun kann."

„Einen Schritt nennst Du das? — Welch' eine sonderbare Gesellschaft, worin das ein Schritt ist! — Aber lassen wir das, gute Cordelie. Jeder trägt den Stempel seiner Zeit. — Wenn Du mich bei meiner Rache nicht unterstützen kannst, oder nicht unterstützen willst, gut! so werde ich auch Mittel und Wege finden, mich allein dafür zu entschädigen. Ich dachte nur, Du würdest das Mal, aus Familienanhänglichkeit, für mich fühlen und mit mir handeln. — Gute Nacht!"

Sie ging und ließ mich gedankenvoll zurück. Wenn die Sache bekannt wurde? — Die ganze Nacht kam kein Schlaf in meine Augen, und als mir beim Frühstück der Anzeiger gebracht wurde, ergriff ich mit zitternder Hand das Blatt, aus Besorgniß, irgend eine lose Annonce darin zu finden.

Schon glaubte ich am Ende zu sein, da fiel mein Auge auf die zwei Zeilen: — „Ein verlorenes Feigenblatt bittet der Besitzer ihm R. R. Lüttichau-Straße Nr. 9. parterre zuzusenden.“ — Das Blatt entsank meiner Hand. Sah das nicht aus, als ob Jemand auf eine Bekanntschaft oder gar auf ein Rendez-vous rechne? Mit einer Zur Lohe aus dem Busche auf diesem Wege der Oeffentlichkeit anzuknüpfen! — Vielleicht aber hatte sie es nicht gelesen und konnte demnach nicht darauf eingehen, denn ich hielt sie zu Allem fähig.

Während ich diesen Besorgnissen Raum gab, meldete man mir Elwire von Kosegarten, die mit einer Entschuldigung eintrat, daß sie mich so früh aufgesucht, und den Grund dazu durch den Wunsch rechtfertigte, mich allein zu finden und mir ihre neueste Arbeit mitzutheilen. Ich freute mich, daß sie mir dies Zutrauen schenkte, und war bereit, ihr mein Ohr zu leihen. Indem trat meine Cousine herein, mich zu fragen, ob der Lohndiener schon dagewesen, sie habe eine Besorgung für ihn. Während sie Elwire von Kosegarten begrüßte und mit dieser eine Unterhaltung anknüpfte, ging ich leise

hinaus, um meine Nichte aufzufordern, bei der Lectüre gegenwärtig zu sein; denn ein so junges Mädchen ist noch wie Wachs, Alles läßt da noch eine Spur zurück, und die schönen reinen Dichtungen meiner Freundin Elwire konnten nur wohlthätig auf sie wirken. Ich fand sie noch im Morgenrocke und höchst verstimmt. Während ich ihr zuredete, fiel mein Auge auf den offenen Schreibtisch meiner Cousine und was entdecke ich? — Einen Brief, mit der Adresse R. R. —

Mir schwindelte. Der Tochter durfte ich nicht verrathen, was mich bewegte, ich faßte mich daher, so gut ich konnte, bat sie, sich schnell anzukleiden und mir dann folgen, und verließ das Zimmer. —

Ich fand meine Cousine bei meiner Rückkehr in der lebhaftesten Unterhaltung mit Elwiren. Sie sprachen von der modernen Literatur, vom Drama und unsern jetzigen Bühnendichtern. Elwire klagte, daß es den Frauen schwer gemacht werde, sich geltend zu machen. Die Birchpfeiffer habe bewiesen, was das weibliche Geschlecht für die Bühne zu leisten im Stande sei. So lange aber die Intendanten der Theater Männer, so lange wäre den

Frauen der Zulaß versagt. Meine Cousine wurde darauf sehr nachdenklich.

Die Gemäldegalerie ist geschlossen, das unselige Bild mit dem Feigenblatte nach Hause geschafft und in dem Zimmer meiner Cousine aufgehängt. — Ich habe es noch nicht gesehen. Schon der Gedanke daran thut meinen Augen weh, und ich fürchte mich ordentlich, die Räume zu betreten. Traurige Zeichen der Zeit, die solche Leistungen Frauenbildung nennt.

Ich hoffte, daß meine Cousine nun wieder ein ruhiges, ordentliches Leben führen und ihre Zeit ihrer einzigen Tochter widmen würde. Aber dem ist nicht so. — Sie meint, daß es um ihr Talent schade sei, wenn sie es nicht weiter ausbilde, und sucht nach einem Lehrer, der ihr behülflich sei, nach der Natur zu malen. Ich muß bekennen, daß mir das Wort Natur anstößig ist. Ich brauche es wohl auch in Bezug auf frische Luft und Bäume und Wasser; aber nie in einer Anspielung auf den Menschen, wie das jetzt leider so sehr Mode ist; denn was meint „Natur" und „natürlich" da viel anderes, als . . . . . als ohne die Umhüllung der

Mode und Civilisation? Ich mag den Menschen nicht sehen, wie ihn Gott der Herr erschaffen hat, und erröthe, wenn ich ihn mir vorstelle in der Hülle seines Geistes, die man Körper nennt. — Eine Auseinandersetzung, woraus ein Körper bestehe, nach Art der Materialisten, die stets durch ein Mikroskop schauen wollen, ist mir sehr, sehr widerwärtig. Das Malen nach der Natur, wie es meine Cousine im Sinne hat, ist ganz in diesem Genre. Sie will Menschen malen und Anatomie studiren, um richtig malen zu können. Sie fragte mich um Rath, wo sie sich in der Nachbarschaft einen Mann zum Sitzen miethen könne.

Ich verstummte vor dieser mir ganz neuen Idee. — „Theures Cousinchen Zur Lohe,“ erwiderte ich, als ich mich einigermaßen gefaßt, „ich bitte Sie, überlegen Sie es recht, ob eine „Aus dem Busch“ sich einem gemietheten Manne gegenüber setzen und ihn im Detail mustern kann, ohne vor Schamgefühl zu vergehen. Sie sind noch jung und darum geneigt, Ihren Wünschen ein gehorsames Ohr zu leihen. Trauen Sie einmal meiner Erfahrung. Wollen Sie durchaus etwas Lebendiges

vor sich sehen und es durch Ihren Pinsel verewigen warum versuchen Sie sich da nicht an meinem Kater? — Mimi ist bekannt als das schönste Thier seiner Gattung, und durch den steten Umgang mit mir hat er in seiner Haltung und seinen Alluren einen gewissen Anstand bekommen, der dem Geschlechte nicht gewöhnlich ist. Die Art, wie er seinen Schwanz hebt, ist durchaus aristokratisch. Warum also nicht lieber eine ausgezeichnete Katze malen, als einen gewöhnlichen Menschen? Gewiß, wenn Sie es recht überlegen, stimmen Sie mir darin bei."

Meine Cousine lachte, ohne daß ich die Ursache begriff. „Liebe Cordelie", erwiderte sie mir, „bisweilen sind Sie recht drollig. Ihrem Kater lasse ich gewiß alle Gerechtigkeit widerfahren; doch möchte ich lieber ein glattes Menschengesicht, als seinen rauhen Pelz malen. Indessen, wenn es Ihr Gefühl so gar sehr verletzt, einen gemietheten Mann mir gegenüber zu wissen, so will ich versuchen, ob nicht ein Bekannter mir sein Gesicht umsonst leihen möchte. Als ich gestern mit Elwire von Kosegarten spazieren ging, stellte mir diese einen ihrer Freunde vor, einen Schriftsteller, den sie sehr bewundert und der einen

herrlichen Bart hat. Ich sprach ihn sogleich um diesen Bart an, und geschmeichelt erwiderte er mir, daß er damit zu meinen Diensten stehe. Ich hätte nun freilich gerne erst einige Vorstudien gemacht, bevor ich diesen namhaften Bart verewige; indessen, Ihnen zu gefallen, will ich mich lieber gleich daran wagen und mir noch heute eine erste Sitzung bestimmen lassen. Sind Sie damit zufrieden?"

Ich war unschlüssig, was ich erwidern sollte. Die Rücksicht auf mein Urtheil schmeichelte mir und ich wünschte, meine Befriedigung zu erkennen zu geben; aber — war nicht der Dichter mit dem Barte ein Demokrat? Wenn er nun gar Barrikaden gebaut hatte? — Es rieselte kalt über meine Haut bei diesem Gedanken.

„Liebe Cousine Zur Lohe," begann ich, „wäre es nicht weise, uns nach der Gesinnung und dem Charakter des Individuums zu erkundigen, dessen Bart Ihnen so gut gefallen? Denn es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß diese männliche Zierde der Ausdruck gewisser politischer Gesinnungen ist, die unserm Stande ein Abscheu sind."

Sie lächelte. „Gute Cordelie," erwiderte sie,

„die Kunst ist eine Königin, die hoch über allen menschlichen Institutionen thront und nichts von dem Recht und Unrecht weiß, womit wir unser kleines Leben vermauern. Sie nimmt das Schöne, wo sie es findet, und begnügt sich damit, daß Gott es erschaffen hat, ohne zu fragen, wie? wo? warum? Ignoriren wir also die bürgerliche Stellung der Personen, die ich, gemiethet oder ungemiethet, auf meine Leinwand zaubere. Sie kommen auf die Welt ohne Paß, mögen Sie nun auch für mich hinausgehen ohne einen solchen."

Damit verließ sie heiter das Zimmer. Was blieb mir übrig, als geschehen zu lassen, was ich nicht ändern konnte?

Meine Cousine hat sich mit dieser Elwire sehr befreundet. Sie sehen sich täglich und berathen, wie sie sagen das Wohl der Welt. Elwirens Steckenpferd ist die Bühne, sie schwärmt dafür, nennt sie das schönste menschliche Institut und erwartet alle Gesittung und alle Moral von ihren Leistungen. — Sie besucht jeden Abend das Theater, um die Schauspieler zu ermuthigen, wie sie sagt. Sie hat meiner Cousine zugeredet, mit ihr gemeinschaftlich

etwas für die Bühne zu schreiben. Bei der Gelegenheit brachten Beide ihre Manuscripte zusammen, die zu meinem Erstaunen aus ganzen Ballen Papier bestanden. Elwire hatte die ihrigen von ein paar Chaisenträgern zu uns bringen lassen, und beide Männer seufzten dermaßen über die Bürde, daß ich ihnen ein Glas Landwein reichen ließ. — Einen ganzen Tag lang sonderten und suchten sie gemeinsam, verglichen, notirten Stoffe und wählten aus. Ich konnte nur immer bewundern, daß ein so kurzes Leben hingereicht, um so viel zu schreiben.

„Hier ist eine Verbesserung des Gesangbuches," sagte Elwire, mir ein Manuscript hinreichend. „Ich habe alle die abgeschmackten Lieder umgearbeitet und Sinn hineingebracht. Es hängt nun nur davon ab, in welchem Lande diese Verbesserungen am leichtesten eingeführt sind."

„Bei uns gewiß nicht," sagte ich muthig; „die Sachsen sind ein gutes, treues Volk, die dem Alten anhängen."

„So!" erwiderte sie und sah mich herausfordernd an. „Für diese ist also die Welt wie ein alter Käse? Je mehr Maden darin, je besser! Es

fehlte dann nur noch, daß die Welt für sie auch still stände."

„Das thut sie in gewissem Sinne auch, mein liebes Fräulein. Sie geht nur für den, der mitgehen will, und wir gehen nicht mit. Wir bleiben gerne bei dem stehen, wo wir uns so lange wohl befunden."

Sie wurde purpurroth und hielt mir eine sehr lebhafte Rede über das Gesetz des Fortschrittes, dem die ganze Natur unterthan sei, über Stoffwechsel und freie Selbstbestimmung, über Philosophie und Moral und schloß mit einem Ausfalle gegen das Frauenleben, das sich so gerne von dem Großen und Gemeinsamen aller Beziehungen abschließt. — Ich fühlte wohl, daß das ein Stich auf mich sein sollte, that aber, als ob ich es nicht bemerkte. Denn wozu auch? Qui s'excuse s'accuse. Aendern werden wir uns gegenseitig nicht. Ich folge meiner echt weiblichen Richtung, und kann mein Beispiel sie nicht auf den gleichen Pfad führen, so werden auch meine Worte es nicht thun.

Sie blieb zum Thee bei uns, um noch einige Arbeiten mit meiner Cousine durchzugehen. Sie

sprachen von einem Drama, das sie bei der Direction einreichen möchten, und von den möglichen Schwierigkeiten es angenommen zu sehen.

„Wenn nur eine Frau angestellt würde,“ bemerkte meine Cousine, „wenn man nur in eine weibliche Hand die Stelle eines Dramaturgen legte.“

Elwire sprang auf und maß mit großen Schritten das Zimmer. „Sie haben einen gewaltigen Gedanken in meine Seele geworfen!“ rief sie mit vor Bewegung zitternder Stimme. „Eine Frau, ja, eine Frau muß über die Kunstschule des Lebens wachen, ein weibliches Wesen muß den Spiegel halten, in dem Vor- und Nachwelt sich prüfend beschaut. Es ist ein Wink der Vorsehung. Theure Baronin, der Himmel hat Sie uns geschenkt, um meinen Schritt zu lenken. Aus Ihrem Munde erging der Ruf an mich, welcher Aufgabe der Himmel mich bestimmte.“

Meine Cousine verstummte vor ihrem wilden Feuer. Sie schien über etwas nachzusinnen. „Ich glaube, meine Theure,“ begann sie endlich überlegend, „daß ein solcher Posten ein ruhiges Temperament erfordert, und das haben Sie nicht. Darum

wäre es wohl besser, wenn ich mich der Aufgabe unterzöge und Sie mir als Gehülfin zur Seite ständen."

Die Kosegarten schien damit nicht einverstanden. — Etwas verlegen erwiderte sie: „Aber, theuerste Baronin, was würde dann aus Ihrer Malerei und was aus Ihrer Tochter? Man kann nicht vielen Herren dienen."

„Nicht zugleich, aber nach einander, wie Talleyrand," versetzte meine Cousine. „Ich würde das Malen dann für jetzt unterlassen und die Sorge für meine Tochter überließe ich Ihnen und meiner guten Cordelie, die von der Natur bestimmt ist, Mutterpflichten zu üben, während sie mir stehen wie dem Bären das Tanzen. Die Prosa des Moralisirens mit der Jugend lähmt die Flügel meines Genius. Mir ist von der Natur ein anderes Pfund verliehen zum Wuchernlassen, als das einer Kinderamme, und es ist vergebens, sein Licht unter einen Scheffel zu stellen, — leuchten will es doch. Ich sehe jetzt ein, daß ich meinen Beruf verfehlt habe, und will gut machen an mir, was sich noch gut machen läßt."

Ich entsetzte mich vor dieser gottlosen Rede meiner Cousine; aber bevor ich ihr noch etwas entgegnen konnte, nahm die Kosegarten schon das Wort:

„Theure Baronin, Sie irren,“ sagte sie mit vielem Pathos; „die Liebe ist die Vocation des Weibes, Sie haben sich auf dem Altare der Liebe geopfert, was wollen Sie mehr? Schätzen Sie sich glücklich, daß Sie alle Phasen der menschlichen Existenz durchmachen konnten, daß Sie die Weihe des Weibes als Gattin und Mutter durchempfinden, den Schmerz am Grabe der geschiedenen Hälfte auskosten und sich dann als Wittwe wieder frei fühlen durften. Sie haben dadurch Vortheile gewonnen, die Sie nicht hoch genug anschlagen können. Wo ich die Macht der Einbildung heraufbeschwöre, da greifen Sie kühn in die eigene Brust und schildern das Selbsterlebte, das Selbstempfundene. Ihr Pinsel ist daher in ganz andere Farben getaucht, als der meinige. Wuchern Sie also mit diesem Pfunde, fördern Sie die Schätze an das Licht, die Ihre reiche Vergangenheit Ihnen bietet, verwenden Sie darauf die Stunden der Muße, die

Ihr Leben Ihnen reichlich gewährt, und entsagen Sie jedem Gedanken an eine andere Thätigkeit, die Sie nur unnütz zersplittern und zu halben Leistungen führen würde. — Glauben Sie mir darin. Das Auge des Andern sieht oft schärfer, als das eigene. Ich rathe Ihnen, was meine warme Freundschaft für Sie mir bestes eingibt."

„Nicht doch," sagte meine Cousine und warf ernst das Haupt zurück. „Alle Achtung vor Ihrem Urtheil, meine gute Kosegarten; aber dieses Mal fehlt es. Jeder weiß selbst am besten, wie es in seinem Herzen aussieht. Goethe sagt: Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt. Mir liegt es nun weit mehr noch daran, meinen Charakter zu bilden, als mein Talent, und darum wäre diese Bühnenthätigkeit, die mich in so mannigfache Beziehungen bringt, gerade die geeignete Stellung für mich. Ihre Lebhaftigkeit dagegen bedarf eines Zügels, Ihnen ist es gut, wenn Sie in der Stille fortarbeiten und dabei die Aussicht haben, Ihre Stücke zur Aufführung zu bringen, wofür ich natürlich sorgen werde. — Zu Ihrer Zerstreuung und Anregung führen

Sie dazwischen meine Tochter ein bischen in die Welt, nehmen sie mit auf die Casinobälle und sammeln bei den kleinen Verhältnissen, die sich da anspinnen, neuen Stoff ein. Da ich mehr erlebt habe, wie Sie, so kann ich auch über weltliche Dinge ein gediegenes Urtheil fällen. Nehmen Sie darum meine Meinung als maßgebend an. Und nun kein Wort weiter darüber! Die Sache ist unter uns abgemacht."

Sie stand auf. Die Kosegarten sagte nichts mehr; aber sie war verstimmt, ihre Wangen glühten, ihre Lippen waren eng zusammengekniffen und die Nasenlöcher weit aufgeblasen. — Sie sah aus wie ein heraufziehendes Ungewitter. — Alle Unterhaltung stockte, es war ordentlich unheimlich im Zimmer.

Ich freuete mich, als es hieß, ihre Jungfer sei da, und als sie sich empfahl. Sie nahm von meiner Cousine ziemlich kühl Abschied und auch diese entließ sie nicht so warm wie sonst; keine Verabredung auf den morgenden Tag wurde getroffen.

So wie sich die Thüre hinter ihr geschlossen,

nahm das Gesicht meiner Cousine einen andern Ausdruck an. Rasch kam sie auf mich zu, setzte sich neben mich auf das Sopha, ergriff meine Hand und sagte: „Hören Sie, gute Cordelie, Sie müssen mir einen großen Gefallen erzeigen. Ich weiß, daß Sie persönlich mit dem Intendanten des Theaters befreundet sind. Sie begleiten mich morgen früh zu ihm und unterstützen mein Gesuch wegen der Anstellung als Dramaturga."

„Morgen?" sagte ich bestürzt. „Liebe Cousine Zur Lohe, ein solcher Entschluß bedarf doch großer Ueberlegung. Bedenken Sie, daß dieser Schritt gegen alle Gesetze der Weiblichkeit verstößt, und daß er, einmal gethan, nicht zurückzunehmen ist. Bedenken Sie, daß Sie eine erwachsene Tochter haben, die sich zu verheirathen wünscht, und wer wird das Kind einer emancipirten Mutter wählen? Ich bitte also für Elfride um Aufschub der Sache."

„Liebe Cordelie!" sagte meine Cousine in demüthigem und bittendem Tone, „nur dies Mal machen Sie keine Umstände. Wenn ich nicht eile, so kommt die Kosegarten mir zuvor. Als sie fortging, sah ich den Entschluß auf ihre Stirne ge-

schrieben. Ich könnte es nicht ertragen, wenn sie mir hier den Rang abgewänne. Ich bitte Sie um Alles in der Welt, stehen Sie mir bei, ein so schönes Lebensziel zu erreichen."

Sie bat so zärtlich und weich, daß ich schwach genug war, ihr nachzugeben und mich anheischig machte, sie den folgenden Morgen um 10 Uhr zu begleiten.

Ich schloß die ganze Nacht kein Auge. So weit war es mit mir gekommen, daß ich, wenn auch passiv, auf emancipirtem Pfade wandeln wollte! Wohin ein böses Beispiel den Menschen führen kann, selbst in meinen Jahren! Cordelie, Cordelie! — Wirf nie mehr den Stein auf Andere, wenn sie fallen; denn auch Du bist gefallen. Die süße Sprache der Schlange hat Dich bethört!

Ich stand früh auf und las zwei Capitel aus den Stunden der Andacht, um den Frieden meines Gemüthes wieder herzustellen. Ich war unschlüssig, ob ich nicht noch verweigern solle mitzugehen; aber — ein gegebenes Wort hat auch ein heiliges An-

recht! Als unsere Ahnen noch in Thierfelle gekleidet gingen, hatten sie schon diesen Vorzug vor ihren barbarischen Brüdern, daß der Druck ihrer Rechten einem Eide gleich kam. Sollte ich nun meinen Stammbaum durch diese Wortbrüchigkeit beflecken? Zwar soll man Gott mehr gehorchen, denn den Menschen. Aber das ganze neue Testament hat auch nicht eine Stelle über das Wandeln der Frauen auf emancipirten Pfaden.

Ich kleidete mich schwarz an; denn die Farbe der Trauer stimmte am besten zu meinem Gemüthe. Als wir über die Straße gingen, war mir zu Muthe, als müßten mich die Steine ansehen. Meine Cousine dagegen sah lachend aus, wie der junge Tag. Sie hatte sehr schöne Toilette gemacht, ein ganzer Blumengarten krönte ihr Haupt, und ihr reiches, seidenes Kleid umwogte ihre hohe Gestalt gleich einem Luftballon. Ich verschwand fast neben ihr, so klein und schmal sah ich aus.

„Gute Cordelie!" sagte sie auf dem Wege, „mir pocht das Herz ordentlich vor Hoffnung und Erwartung. Was hat Ihnen geträumt? Glauben Sie, daß ich meinen Zweck erreiche? Ach! ich

wäre zu glücklich, wenn mir das Schicksal so wohl wollte!"

Ich konnte ihr darauf wenig erwidern. Es war nicht von mir zu erwarten, daß ich mit Lust die Ehre eines alten Namens zu Grabe trage. Als wir das Theaterbureau erreichten, blieb ich stehen. „Noch ist es Zeit, umzukehren," sagte ich; „noch weiß Niemand, was wir hier gesucht."

„Sein oder nicht sein," versetzte die Cousine. „Ueberschreiten wir den Rubicon und erwarten wir, wie Rom uns empfange!"

Sie trat kühnen Schrittes ein. Wir wurden angenommen und sie trug ihr Gesuch vor. Ein Lächeln glitt über das Gesicht der Herren. Ich hätte in dem Augenblick vor Scham in die Erde sinken mögen. Leider, hieß es, könne man darauf nicht eingehen. Ein Herr finde schon hinreichende Schwierigkeiten bei einem solchen Amte, wie viel mehr eine Dame; auch sei das noch nie dagewesen, und sonderbarer Weise habe heute schon ein Gesuch der Art stattgefunden, das man ebenfalls zurückzuweisen genöthigt.

Meine Cousine warf mir einen Blick des Ein-

verständnisses zu. Die Kosegarten war ihr also zuvorgekommen. Ich sah, wie sie das stachelte. Sie machte den Herren Vorstellungen, bat sie, die Vortheile zu überlegen, die die Aufsicht einer Dame böte, und zu bedenken, wie der Takt, der Geschmack, das zarte Verständniß für alles Schöne, das dem Weibe eigen, die Bühne heben werde. Als sie damit nicht durchdrang, legte sie die Fehler der jetzigen Leistungen dar, sprach von der Wahl der Stücke, dem schlechten Repertoir, den Launen der ersten Künstler, denen, zum Nachtheile des Publikums, viel zu sehr nachgegeben werde, und sagte ihnen schließlich so viel unangenehme Wahrheiten, daß sie ungeduldig wurden und durch ihr Aufstehen andeuteten, daß die Audienz zu Ende sei.

Meine Cousine erhob sich nun gleichfalls und wurde mit einer kalten Verbeugung entlassen. Ich athmete hoch auf! Gottlob! daß es nicht schlimmer ausgefallen war.

„Das danke ich Alles der Kosegarten“, flüsterte sie mir beim Hinausgehen zu. „Natürlich hat jene sie mit ihren extravaganten Vorschlägen und sinnlosem Enthusiasmus schon ermüdet und ihnen allen

Glauben an Frauentalent genommen. Wer konnte aber auch denken, daß sie so früh kommen würde? Die Listige! Sie wird sich gewiß nichts davon merken lassen und wir schweigen auch darüber, nicht wahr, Cordelie?“

Ich war es gern zufrieden, denn kein Thema konnte mir weniger gemäß sein.

Ich bin recht leidend gewesen. Wochen sind vergangen, in denen ich meine Feder nicht zur Hand nehmen konnte. Meine Cousine hat sich sehr theilnehmend bewiesen. Sie hat mehr Herz, als ich ihr zutrauete, und scheint mir wirklich dankbar zugethan. Auch Elfride ist ein gutes Kind, wenn auch noch roher Marmor, der sehr der Hand des Meisters bedarf. — Auffällig ist mir der bittere Ton, der zwischen Mutter und Tochter herrscht. Das war sonst nicht der Fall. — Wie mag das kommen?

Ich sagte heute zu dem Kinde: „Wie bist Du nur gegen Deine Mutter? So kenne ich Dich sonst ja gar nicht, mein Fridchen?“ — Da umzog ein Ausdruck des Verdrusses ihren Mund — Verachtung will ich es nicht nennen, — der mir in die

Seele schnitt und, in ihren Schooß blickend, perlte langsam eine Thräne über ihre Wange. Ich legte meinen Arm um sie und zog sie an meine Brust. „Was ist Dir, mein Kind?“ fragte ich weich. „Klage es mir. Du findest keine treuere Brust, Deinen Schmerz darin niederzulegen.“

Sie richtete sich auf und suchte sich gewaltsam zu fassen. — „Nichts, nichts!“ rief sie. „Ich kann es Dir nicht sagen. Frage mich nicht. Ich bin sehr, sehr unglücklich.“ Damit stürzte sie aus dem Zimmer, an meiner Cousine vorbei, die eben eintrat und ihr verwundert und zornig nachsah.

„Was ist vorgefallen?“ fragte sie, sich zu mir wendend. „Hat sie gebeichtet? Bitte, sage mir, was sie Dir mitgetheilt. Ich muß es wissen, dafür bin ich Mutter.“

„Cousinchen“, erwiderte ich und richtete mich auf mit aller Würde, die mein schwacher Zustand zuließ, „so weit gehen die Rechte einer Mutter nicht. Das Vertrauen, das Deine Tochter mir schenkt, werde ich nie täuschen.“

„So hat sie Dir Alles gesagt? Die Schwätzerin! Wenigstens hätte sie die Discretion haben sollen,

die abscheuliche Neigung in ihrer tiefsten Brust zu verschließen. Muß ich das an meinem einzigen Kinde erleben!"

„Cousinchen! Ruhe! So schlimm ist die Sache doch nicht."

„Nicht schlimm, sagst Du? Nicht so schlimm? Wie sollte sie denn noch sein, um den Ausdruck zu verdienen? Ich weiß keinen Namen dafür, wenn ein Mädchen, wie Elfride, ein Liebesverhältniß mit einem Journalisten beginnt, der nicht einmal im Stande ist, ihr seine Hand zu bieten."

„Um Gotteswillen! Schweige! Die Wände könnten Ohren haben. Rede nicht so von Deiner eigenen Tochter."

„Was hilft mir mein Schweigen, wenn die Thatsachen für sich selbst sprechen? Was hilft es mir, daß ich den mütterlichen Schleier über diese unwürdige Neigung meiner Tochter breite, wenn sie die öffentliche Landstraße zu einem Stelldichein wählt, sich von ihrem Angebeten küssen zu lassen?"

„Verläumdung, Cousine, nichts weiter. Leihe doch solchem Geschwätze Dein mütterliches Ohr nicht."

„Verläumdung kannst Du nicht nennen, was die

vier Prinzessinnen aus dem Fenster mit angesehen haben, und was jeder Vorübergehende, wenn er wollte, ebenfalls zu sehen vermochte. Nichts da! Ihr Ruf ist hin, ihre Ehre ist hin. Ich muß sie unter die Haube zu bringen suchen, so schnell ich kann, selbst mit dem Opfer meines halben Vermögens."

„Du malst die Sache zu schwarz aus. Der Mann, von dem Du redest, wird nicht so an Deinem Kinde handeln, denn Du selbst hast ihn in das Haus gelockt; Du mußtest also von seiner Ehrenhaftigkeit überzeugt sein."

„Wohl war ich das, was seine äußere Erscheinung betrifft. Wie konnte mir aber einfallen, daß er, während er uns gegenüber saß, meinem Kinde hinter meinem Rücken zu tief in die Augen blicken würde?"

„Eine erfahrene Frau, wie Du, hätte so etwas vermuthen können, und Vorsicht ist zu allen Dingen gut. Da Du aber die Schuld trägst, so darfst Du wenigstens Dein Kind darum nicht opfern, darfst es nicht zur Ehe mit einem ungeliebten Manne zwingen."

„Du verstehst das nicht, Cordelie. Die Liebe, von der Du träumst, ist nur noch in Büchern zu finden. Es ist ein Traum, ein Rausch, vorübergehend, wie eine Sternschnuppe. Mein Kind wird erwachen, aber vielleicht, wenn es zu spät ist, — darum muß ich sie bald zwingen, der Vernunft zu gehorchen und Ehre, Namen und Existenz zu retten."

„Warum hast Du nicht lieber schon lange dem Manne mit dem Barte Dein Haus verboten?" fragte ich.

Sie sah mich mit zusammengezogenen Brauen an.

„Das verstehst Du nicht, Cousinchen. Wer, wie ich, seinem Talente Bahn brechen will, darf mit einem solchen Manne nicht brechen. Mein Kind muß ihm aus eigener Einsicht entsagen."

„Die Leidenschaft läßt sie nicht dazu kommen."

„Sie muß, sage ich. Habe doch auch ich im Leben gleiche Opfer geübt. Wie oft habe ich nicht geliebt und wie oft mich losgerissen! Der Mann, den ich wie ein Ideal hoch hielt, der mir wie ein Gott erschien, dem ich wie eine Magd hätte dienen können, der weilt jetzt hier, und ich sehe ihn kaum; denn seine Richtung steht derjenigen entgegen, die

ich verfolgen will, und mein Ruhm geht Allem vor. Du wirst ihn sehen, diesen allbewunderten Helden der Salonwelt, und magst dann beurtheilen, ob die Tochter einer Mutter, die solcher Entsagung fähig war, weichlich einer frivolen Neigung nachgeben darf!"

„Aber, Cousinchen, welch' ein Beispiel gibst Du Deiner Tochter!" rief ich entsetzt. „Wenn Du sie zur Zeugin unerlaubter Neigungen machst, wie kannst Du erwarten, daß sie ihre Empfindungen zügele?"

„Unerlaubt?" sagte meine Cousine spöttisch und maß mich mit einem Blicke, der halb Zorn, halb Verachtung ausdrückte. „Wie veraltet Deine Ansichten über Liebe und Ehe sind, Cordelie! Wir können uns nicht verstehen, das ist klar. Darum will ich es auch nicht weiter versuchen, Dir den Schatz meines Herzens aufzuschließen, das weit ist und darum einer großen Thüre bedarf. Ich war Gattin, ich bin Wittwe und darum berechtigt, meine Verhältnisse nach Neigung zu gestalten. Laß Elfride erst auf dieser Höhe sein, dann ebenen sich die kleinen Hügel der Empfindung von selbst zu ihren Füßen, während sie, von unten hinaufgeschaut, Berge

bleiben. Lebe wohl. — Ich muß mit meinem Kinde rechten. Du siehst es nicht wieder, bis es einem Gatten getraut."

Sie verließ mich und ich sank zurück in die Kissen meines Sopha's. Die Scene hatte mich angegriffen. Wenn man sein siebenzigstes Jahr zurückgelegt hat, hört man nicht gern den Vorwurf eines verfehlten Lebens, und dieser spricht sich doch in jedem Worte aus, das meine Cousine spricht. Meine Jungfer fand mich übel aussehend und eilte zu meinem Arzte, der auch bald darauf eintrat. Er fühlte meinen Puls.

„Sie dürfen sich nicht aufregen lassen," sagte er. „Ich verbiete es. Frau Zur Lohe aus dem Busche mag sich ein anderes Quartier suchen; bei Ihnen darf sie nicht weilen, es würde Ihr Leben verkürzen, und das ist Ihren Freunden zu werth, um es unnütz opfern zu lassen."

Der gute Doctor! Ich ergriff gerührt seine Hand und sagte ihm mehr durch Blicke, als durch Worte, wie wohlthuend mir seine Wärme sei. Einen Arzt, der zugleich Freund ist, nenne ich eine Gabe Gottes.

„Ich kann meiner Cousine aber doch nicht die Thüre weisen," sagte ich endlich nachdenklich.

„Gewiß nicht; aber ich kann es," erwiderte er lächelnd. „Der Arzt hat in solchen Fällen große Vorrechte. Ich will gleich zu ihr hinübergehen."

„Nein, nein!" rief ich. „Bitte! — Um keinen Preis möchte ich ein Mitglied meiner Familie von meiner Schwelle weisen."

„Beruhigen Sie sich. Sie soll selbst darum bitten, daß Sie es ihr gestatten, Ihr Haus zu verlassen. Ich lege es ihr nur in den Mund."

Er war fort. Das Gespräch mit ihm hatte mich recht heiter gestimmt. Der theure Freund! Er hat es nie gewußt, wie werth er mir war. Ich horchte auf seinen Schritt, in Erwartung seiner Rückkehr; er kam aber nicht, er verließ das Haus, so wie er von meiner Cousine ging. Erwartungsvoll sah ich deren Besuch entgegen. Es wurde Abend, und noch immer ließ sie sich nicht sehen; es wurde Nacht, Alles ging zur Ruhe, und sie kam nicht. War sie beleidigt?

Ich konnte nicht schlafen. Mir ging die Sache im Kopfe herum. Vielleicht erwachte ich darum

später, wenigstens war es lichter Tag, als ich die Augen aufschlug und einen Kopf durch die Thüre blicken sah, der neugierig flüsterte, ob ich ausgeruht und zu sprechen sei. Ich winkte bejahend. Meine Cousine trat ein. Sie setzte sich vor mein Bett, ergriff sogleich meine Hand und sagte:

„Liebe Cousine Cordelie, ich komme, Dir Lebewohl zu sagen; denn ich reise heute ab. Elfride wird auf dem Lande in sich gehen und die Hand unseres Gutsnachbarn annehmen, der ihr Reichthümer und einen alten Namen bietet; Du aber wirst froh sein, daß die Störer Deiner Ruhe fort sind. Zürne mir nicht, daß ich Dein stilles Dach so geräuschvoll gemacht, und gedenke meiner freundlich und nachsichtsvoll, so wie ich stets von ganzem Herzen all' Deiner Liebe und Güte eingedenk sein werde."

Als sie so herzlich zu mir sprach, traten mir die Thränen in die Augen. Ich zog sie an meine Brust und sagte weich: „Gute Cousine Zur Lohe aus dem Busch, gehe nicht um meinetwillen; ich ertrage Dich gern. Laß Dich die Sorge des Doctors nicht hindern, so lange zu bleiben, als es Dir bequem ist."

„Nein, nein!“ sagte sie. „Es ist so am besten, in jedem Bezug am besten, für Dich, für mich und für uns Alle.“ Damit küßte sie mich und nahm meine Hand zum Zeichen unseres guten Einverständnisses. „Mein Kind wird Dir schreiben,“ fügte sie hinzu. „Es ist nicht in der Verfassung, Dir mündlich seinen Dank zu sagen für alle empfangene Güte. Laß es Dir gefallen, ihn schriftlich entgegenzunehmen.“

Sie ging. Ich blieb gedankenvoll zurück. Ob ich sie jemals wieder sehen würde, fragte ich mich. Im Alter scheidet man nicht gern, jede Trennung begleitet das Bangen eines Nimmerwiedersehens, und nahe Verwandte besonders sind dem Einsamstehenden ein Trost, wenn er an Tod und Grab denkt und an den Augenblick, wo eine geliebte Hand das Auge zudrücken soll. Ich schloß das meinige vor diesen Gedanken auch ermüdet; denn zum ersten Male kam ich mir verlassen vor und scheuete mich, dem Leben in das Auge zu blicken, zum ersten Male bangte mir vor meinem stillen Hause und seinen leeren Räumen, in denen es wie ausgestorben aussehen mußte. Ich konnte mich nicht entschließen,

das Bett zu verlassen, die Vorhänge blieben zugezogen, ich horchte auf das Geräusch eines Wagens, der meine Cousine dem Ziele ihrer Bestimmung entgegenführen sollte. Sie hatte das Beste erwählt, indem sie ging, mußte ich mir sagen; sie hatte als Frau und als Mutter das Rechte ergriffen, so durfte ich mich gewiß nicht beklagen, daß Alles gekommen war, wie es nun eben war. — Jetzt hörte ich Räder rollen. Mein Herz pochte, ich faltete meine Hände und stärkte mich durch ein Gebet; dann hüllte ich mich fester in meine Decke ein und versuchte meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Erinnerungen, der Trost später Tage, tauchten auf und umspielten mit buntem Flitter mein Lager, bis ich unter ihrem Gaukeln entschlummerte.

Als ich das Auge wieder öffnete, war Alles vorbei, im Hause war es still, Mittag war vorüber, meine Jungfer saß im Nebenzimmer und arbeitete, die Katze sonnte sich in dem Strahle, der durch die geschlossenen Läden fiel, die Uhr tickte laut. Ich legte die Hände über mein Gesicht und weinte. — Cordelie, Cordelie! so schwach warst Du!

So traf mich mein Arzt. — „Wie? was?“ sagte er. „Welche Stimmung, meine verehrte Freundin! Ich kenne Sie ja gar nicht mehr.“

Ich lächelte wehmüthig. — „Ich komme mir verlassen vor,“ sagte ich traurig. „Man scheidet im Alter nicht gern. Und doch fühle ich, daß das geräuschvolle Treiben jüngerer Personen mir nicht wohl thut.“

„Das fühle auch ich,“ sagte er ernst; „doch ist das nun nicht mehr zu ändern. Wir Beide wissen, daß es anders mit uns hätte stehen können, wenn wir es anders gewollt hätten; aber nun ist es zu spät.“

„Ja wohl, zu spät,“ sagte ich und legte meine Hand in die seinige, „zu spät, um die Vergangenheit wieder aufzunehmen, aber nicht, um zu erkennen, was uns die Gegenwart Gutes gewährt.“

„Da haben Sie ein wahres Wort gesprochen,“ sagte er, meine Hand warm drückend, „und wir stehen einander doch nahe, das ist die Hauptsache.“

Heute, als ich kaum aufgestanden war, ließ sich Elwire von Kosegarten melden. Ich nahm sie an und bat sie, mit mir zu frühstücken. Sie ist eine

liebe, vornehme Natur, in deren Wesen etwas für mich Sympathisches liegt. Auch scheint sie ihrerseits sehr zu mir hingezogen. —

„Sie verzeihen mir,“ sagte sie, meine Hand an ihre Lippen ziehend, „daß ich so früh komme, aber mein Herz ist so voll, meine Brust so beklemmt, daß ich mich aussprechen muß, wenn ich nicht toll werden soll. Wollen Sie mich anhören?“

„Gerne,“ sagte ich, „von Herzen gerne. Reden Sie. Schenken Sie mir unbedingtes Vertrauen. Sie können auf meine Verschwiegenheit bauen.“

„Sie werden gehört haben, daß ich liebe, ihn liebe, den schönsten, den herrlichsten Menschen, den die Erde trägt, und ich schmeichelte mir bis heute, daß er meine Neigung erwidere. — Ein Verhältniß, das ihn seit langen Jahren fesselte, war so gut wie abgebrochen; er sah jene Dame nicht mehr, und ich las in seinen Augen, daß ich die Ursache dieses Bruches sei. Goldene Hoffnungen wiegten mich ein. Man muß lieben, wie ich zu lieben verstehe, um das Glück zu begreifen, das in dieser Verwirklichung meiner schönsten Hoffnungen lag. — Denken Sie sich nun mein Erstaunen, als ich ihn gestern

mit jener Dame ausfahren sehe, und während mein Auge dem Wagen noch folgt und ich mit Mühe den Angstschrei meines Herzens auf der Lippe festhalte, höre ich, daß Jemand neben mir sagt: „Wie verjüngt sie aussieht, daß der Emil wieder an ihrer Seite sitzt! Wäre sie nicht so stark geworden, daß ihre Figur neuen Reiz für ihn gewonnen, würde er schwerlich in ihre Fesseln zurückgekehrt sein!" — Mir schwindelte. Den Mann, den ich anbete, solcher Gemeinheit zu zeihen! — Aus einem solchen Grunde sollte er sich mir ab- und ihr zugewendet haben? — Sagen Sie mir, liebes Fräulein, sind die Männer denn wirklich aus so grobem Stoffe gewoben? — Können sie wirkich nichts an einer Frau schätzen, als die — — Figur? — Sind sie mit der Seele zu lieben unfähig? — Ist dem so, dann Lebewohl Erde, dann ist meines Bleibens hier nicht länger, dann mag ich das Glück nicht, das Du mir bieten kannst, dann mag ich die Lüge nicht, die die Poesie mir entgegenbringt, dann ist das ganze Menschenleben weiter nichts, als ein übertünchtes Grab!"

Sie war sehr aufgeregt. Ich holte die Stunden

der Andacht; aber sie nahm mir das Buch aus der Hand.

„Nichts davon!" sagte sie. „Ich mag nichts wissen von einer Schöpfung, in der das Vollkommenste, das erschaffen ist, der Mensch, so niedrig steht! Ein Ebenbild der Gottheit, und — „er kehrt zu ihr zurück, weil sie stark geworden!"" —

Sie begrub das Gesicht in ihre Hände und weinte heftig. — Ich zog sie sanft an meine Brust, und streichelte ihre Wangen. „Reißen Sie sein Bild aus Ihrem Herzen," sagte ich. „Ich will Ihre Freundin sein, will Sie lieben und trösten. Vergessen Sie ihn!"

Sie sah mich groß an. „Nun und nimmermehr," erwiderte sie ernst. „Meine Liebe wird mir folgen bis in das Grab, und das — ist mir bald gegraben. — Männer verstehen eine solche Liebe nicht; darum sind sie ihrer auch nicht würdig. — Könnten sie sie theilen, so würde es sie zum Gott erheben; aber sie können es nicht. Ihr Ehrgeiz, ihre Eitelkeit steht ihnen obenan; die Liebe ist Nebensache, sie erwacht als Lückenbüßerin müßiger Stunden. Mir füllt sie das ganze Leben aus; mit jedem Athemzuge

gehöre ich ihm, bin ich sein, gehe ich in seinem Wesen auf. Mein Leben könnte ich seinem Glücke zum Opfer bringen. Er braucht mich nicht, er ist bei ihr — „weil sie stark geworden ist!“ — Mag er denn! — Ich werde Vergessenheit finden.“

Sie verließ mich, ohne Abschied zu nehmen. Ich wollte sie zurück rufen, wollte sie festhalten; aber sie war schon verschwunden. — Sie that mir unendlich leid. Ich konnte keine Ruhe finden. Mit dieser Verzweiflung im Herzen, was würde sie beginnen? — Ich kleidete mich an, mit dem Vorsatze, sie aufzusuchen; ging aber vorher zu meiner Cousine hinüber, um sie aufzufordern, mich zu begleiten. Da sie großen Antheil an Elwiren nimmt, so dachte ich, würde die Sache ihr zu Herzen gehen, und, besser vertraut mit solchen Verirrungen des Gemüthes, als ich es bin, würde sie vielleicht Trostgründe für sie auffinden, die mir nicht zu Gebot stehen.

Ich fand meine Cousine vor ihrer Staffelei und ihr gegenüber einen bärtigen jungen Mann, den sie malte. Gewiß der Demokrat, dachte ich mir, und wollte mich zurückziehen. Aber schon hatte sie mich

bemerkt und stellte ihn mir als Dr. Baumann vor. Es war ein hübscher Mann, — nicht zu leugnen! Aber der Bart machte ihn doch odieuse. Da ich wohl sah, daß sie sich in ihrer Arbeit nicht unterbrechen würde, so schlug ich Elfriden vor, mich zu begleiten. Ohnehin fand ich es nicht passend, daß das junge Mädchen müßig hinter ihrer Mutter saß und bald das Modell und bald die Zeichnung in Augenschein nahm. Elfride dankte indessen für mein Anerbieten, sie mitnehmen zu wollen. Meine Cousine schien damit unzufrieden; sie redete ihr zu, zu gehen; das Kind entschuldigte sich aber mit Kopfschmerz. Ich sah, daß der junge Mann lächelte. Die ganze Scene war wenig nach meinem Geschmack. Indessen, was wäre jetzt nach meinem Geschmacke? Seit meine Cousine in mein Haus gezogen, erlebe ich täglich so unerhörte Dinge, daß ich wohl fühle, in diese Welt gehöre ich nicht. —

Fräulein von Kosegarten war nicht zu Hause. Man hatte sie seit diesen Morgen noch nicht wiedergesehen. Wo mochte sie sein? — Ich ließ ihr sagen, daß ich diesen Nachmittag wieder kommen würde, und ging dann nachdenklich nach Hause. — Schon

an der Thüre empfing mich meine Cousine mit besonders leuchtender Miene.

„Denke Dir, gute Cordelie, welch' ein Glücksfall! Der Dr. Baumann kennt alle hier lebenden Schriftsteller und will sie nach einander zum Thee mitbringen und bei uns einführen."

Ich blieb erstarrt stehen. „Das Modell?" fragte ich nur und sah sie dabei groß an.

„Modell?" erwiederte sie. „Ich weiß nicht, was Du mit dem Worte bezeichnen willst. Allerdings war es der Dr. Baumann, der mir saß und der selbst Redacteur eines Lokalblattes ist; das macht ihn aber zu keinem Modell. Freuest Du Dich denn nicht, daß Du so viele ausgezeichnete Leute kennen lernen sollst? Du liebst die Poesie, Cordelie; warum denn nicht auch diejenigen, denen wir so Vieles danken, was uns geistig hebt und beglückt."

„Ach! Cousinchen," sagte ich kopfschüttelnd, „traue dem nicht. Ein anderer ist der Mensch, als seine Werke. Ich weiß aus guter Quelle, daß diese sogenannten Priester der Intelligenz in ihrem Lebenswandel nicht eben reiner sind, als jene Priester, gegen die unser Luther so mit dem Feuer seiner

Rede zu Felde zog. Ich bitte Dich also mir zu gestatten, in meinem Zimmer für mich zu bleiben, sobald ein Gast da ist, über dessen Charakter ein zweifelhaftes Gerücht verlautet."

„Wie Du willst!" sagte sie empfindlich. „Mit tugendhaften Leuten umgehen, die mich langweilen, ist nie mein Geschmack gewesen. Ich überlasse es dem eigenen Gewissen eines Jeden sein Privatleben zu gestalten, wie es ihm beliebt; bringt er in meinen Salon nur Geist, Unterhaltung und rein gewaschene Hände mit, so ist er mir herzlich willkommen."

„Aber Deine Tochter?" fragte ich vorwurfsvoll: „Willst Du sie zur Zeugin dieses gesinnungslosen Austausches machen? — Ich fürchte, ich fürchte, liebe Cousine Zur Lohe aus dem Busch, Sie werden es einst bereuen das Kind in solche Gesellschaft gebracht zu haben." —

Ich nannte meine Cousine sonst Du, aber im Eifer meiner Rede kam ich in den mir weit gemäßeren Ton der Förmlichkeit zurück.

Es thut mir sehr leid, daß es zu solchen Erörterungen unter uns gekommen. Indessen, ich

konnte nicht anders handeln. In meinem Alter gewöhnt man sich nicht mehr an ein „Erlaubt ist was gefällt —"

Die arme Kosegarten war wieder nicht zu Hause, als ich am Nachmittag vorfragte. — Sie soll freilich öfter so lange abwesend sein; dennoch befällt mich eine ungeheure Angst, wenn ich an sie denke. In ihrem Gemüthszustande so allein umherwandern, ist sehr, sehr traurig. — Ach! Wenn es doch keine Männer auf der Welt gäbe, wie ruhig und friedlich würde sich unser Leben dann abspinnen! Denn sie allein sind es doch, die den Hader und Zwiespalt in unser Gemüth säen. —

Ich hatte die Wirthin gebeten, gleich zu mir zu senden, sobald die Kosegarten nach Hause gekommen; aber der ganze Abend verging und keine Nachricht kam. Wo mag sie nur sein? —

Meine Cousine sah ich nicht wieder. Sie empfing ihre Gäste in meinem Salon und ich hörte nur aus der Ferne die lauten Stimmen der Herrn. Als sie gingen, hatte ich schon mein Lager gesucht.

Welch' ein Tag in meinem Leben! — Meine Gedanken laufen alle durcheinander, ich weiß nicht, wo ich den Anfang machen soll. So confuse muß es in einem Mädchenkopfe aussehen, wenn es sich einbildet zu lieben.

Meine Cousine malte wieder den ganzen Morgen an ihrem Modell und Elfride saß hinter ihr und sah ihr zu. Ich bemerkte das nur zufällig durch die Thüre; denn keine kam mir einen guten Morgen zu wünschen und ich ging ebenso wenig hinüber, um nicht zu hören, wie angenehm sie sich gestern Abend unterhalten. — Als mein Arzt zufällig vorsprach, fragte ich ihn nach dem Dr. Baumann, und er nannte ihn eine demokratische Kratzbürste, die an den Frauen nur das Kochen schätze, und darum die eigene Köchin geheirathet habe.

Gottlob! — So war er wenigstens nicht frei. — Elfridens Platz hinter dem Stuhle ihrer Mutter, dem Modell gegenüber, hatte mir schon eigenthümliche Besorgnisse eingeflößt. —

Ich sandte zu Fräulein von Kosegarten. Sie war noch nicht zurückgekehrt. Es hieß, sie sei die Nacht in Loschwitz bei Bekannten geblieben; und

werde heute zurück erwartet. Ich weiß nicht warum es mich so siedend überlief, wenn ich an sie dachte. Wollten wir doch unsern Ahnungen, diesen Boten aus anderen Welten, mehr vertrauen! —

Meine Cousine war bei Tisch sehr schweigsam, Elfride so zerstreut, daß sie, statt des Zuckers, Salz in ihren Wein schüttete. Als ich sie damit neckte, lachte sie überlaut und wurde roth. Es war heute grade Lesekränzchen bei mir, meine Cousine entschuldigte sich nicht gegenwärtig sein zu können, weil sie mit Bekannten ein Rendez-vous im Café français verabredet, das unaufschiebbar sei. — Die Frauen heutiger Zeit gebrauchen das Wort Rendez-vous wirklich als ob es gar nichts wäre. Elfride wollte eine Reitstunde nehmen und dann mit der Jungfer noch einige Einkäufe machen. Die Zeit der Gesellschaften und Bälle naht, sie will sich darauf vorbereiten.

Wir lasen heute die Jungfrau von Orleans in vertheilten Rollen und ich hatte die Johanna übernommen, war aber so zerstreut, daß ich kaum wußte wovon die Rede. Die arme Kosegarten lag mir im Sinne. Was mochte sie leiden in dem Be=

wußtsein, ihre Liebe an einen Unwürdigen verschwendet zu haben; denn ein Unwürdiger ist der Mann, der seine Eitelkeit mit solcher wahr empfundenen Frauenliebe nährt, und nicht die Rücksicht eines aufrichtigen Freundes dafür wieder giebt. —

So oft geschellt wurde, fuhr ich unwillkürlich zusammen. Und heute grade war es sehr unruhig in meinem sonst so stillen Hause. Meine Cousine ging und kam, Elfride ging und kam, kurz es war wie in einem Taubenschlag. — Ich entschuldigte diese Unruhe so gut ich konnte bei meinen Freundinnen, ich selbst litt aber am meisten davon. — Endlich, als es bereits dämmerte, wurde besonders ungestüm geschellt, und ich hörte die laute Frage, ob ich zu sprechen sei. — Schnell warf ich die Jungfrau hin und eilte, ohne ein Wort zu sagen hinaus. Mein Herz stand stille. — Oh! Ihr Ahnungen, wie richtig ihr waret! — Draußen stand die Wirthin der Kosegarten. Sie zitterte und hielt sich an einem Tische. „Um Gotteswillen, gnädiges Fräulein! Kommen Sie mit mir! Rathen Sie! Helfen Sie! —“ rief sie mir entgegen.

„Was hat sich zugetragen?“ fragte ich entsetzt.

„Sie ist im Bade ertrunken," sagte die Frau athemlos. Ich mochte nicht fragen, wen sie mit dieser „sie" bezeichnete; ich fürchtete mich, den Namen ausgesprochen zu hören.

„Wo ist sie denn?" fragte ich nur.

„Man hat mich rufen lassen, um zu sagen, ob ich sie kenne; man bringt sie nach Hause. Ich bin indessen zu Ihnen gelaufen. Kommen Sie mit mir, ich bitte Sie um Gottes willen. Welch' ein Unglück! —"

Ich besann mich weiter nicht; ich folgte. — Mochten sie die Jungfrau ohne mich lesen; ich mußte eine andere Jungfrau leiden sehen, die auch den Tod aus Liebe gefunden. — Schöne und zugleich fürchterliche Mitgabe der weiblichen Natur, à tout prix etwas lieben zu wollen."

Unterwegs sprachen wir beide kein Wort. — Mit beflügelten Schritten eilten wir der Ostra-Allee zu und traten in das Haus. Da lag sie — auf ein Sopha gebettet, der Arzt stand neben ihr und öffnete eine Ader. Aber kein Blut wollte fließen. Sie war kalt und todt. — Ich beugte mich über sie und küßte ihre kalte Lippe. — Mir war zu

Muth als müsse ich sie an meine Brust legen und mit meinem Herzblute erwärmen. — Armes Geschöpf. — Eine edle, fein fühlende Seele war hier zu Grunde gegangen. Für einen Mann, der ein Weib lieben kann, weil es corpulent ist, war diese freilich nicht geschaffen.

Ich konnte mich lange nicht von ihrer Seite losreißen. Aber meine siebzig Jahre setzen meinem Wollen häufig Grenzen und so fühlte ich denn auch endlich die Erschöpfung meiner Kräfte, ließ eine porte chaise kommen, und mich nach Hause tragen. Es war nahe an Mitternacht. Meine Freundinnen hatten sich längst entfernt, meine Cousine mit ihrer Tochter ihr Schlafzimmer betreten. — Ich lauschte, ob sie noch wach sei, und als ich durch die Spalte Licht gewährte, klopfte ich und steckte den Kopf durch die Thüre, um ihr die „traurige" Nachricht mitzutheilen. Sie sprang sogleich aus dem Bette und zog mich zu sich auf ihr Sopha. —

„Gütiger Himmel! Cordelie, was sagst Du da?" rief sie aus. „Unmöglich. Unsere Kosegarten nicht mehr? Ich kann es mir nicht denken!"

Sie ist doch sehr gutmüthig, die Cousine aus

dem Busche. — Alle rancune war vergessen, sie dachte nicht mehr an ihren Streit wegen der Anstellung als Dramaturg beim Theater, sie war ganz Wärme, ganz Antheil. Ich mußte ihr alles haarklein erzählen, und hielt auch nicht damit zurück, ihr die Ursache mitzutheilen, die die arme Kosegarten zur Verzweiflung gebracht hatte. Frauen sind in solchen Fällen gerne offen in Bezug auf die Herzensgeheimnisse ihrer Freundinnen. — Sie hörte mir gespannt zu und auch Elfride saß in ihrem Bette aufgerichtet. Als ich geendet, faltete meine Cousine ihre Hände, blickte andächtig zum Himmel und sagte: „Gott, welch ein Stoff! — Ich danke Dir von Herzen dafür!"

Damit küßte sie mich und huschte wieder in ihre Federn; ich aber konnte noch lange nicht Ruhe finden.

Ich erholte mich. Elfride schrieb mir, erwähnte aber nichts von dem bärtigen Modell. Nach ein paar Monaten zeigte sie uns ihre Verlobung mit dem Rittmeister v. Abig an und lud mich zur Hoch-

zeit ein. Ich nahm das nicht an. Ich verlasse mein Haus nicht mehr, nehme aber auch Niemand mehr in meinem Hause bei mir auf. Meine Ruhe darf nicht mehr unterbrochen werden, ich muß die Welt entbehren lernen, die mich entbehren kann, muß mein Herz loslösen von Dingen, die keines ernsten Gedankens werth sind, und nicht mehr das Leben Anderer mitleben wollen. — Mein Tagebuch erreicht damit seinen Schluß; die Hand, die mir das Auge zudrückt, die liebe Hand setze ihr Amen dazu.

Die Hansestadt.

Die Hansestadt.

Die Commerzienräthin Goldenheim saß sinnend am Fenster und schaute in den davor angebrachten kleinen Spiegel die Straße hinab, wo sie ihren Sohn in eifrigem Gespräche mit zweien seiner Freunde begriffen sah.

Er war heute wieder nicht bei Tische erschienen, ohne sie vorher davon in Kenntniß gesetzt zu haben.

Solcher Rücksichtslosigkeit hatte sich Alfred in frühern Zeiten nie schuldig gemacht und es verstimmte sie, ihn jetzt häufig auf solchen Unarten zu ertappen, wie er überhaupt mehr und mehr ihrem häuslichen Leben fremd zu werden schien.

Sie dachte darüber nach, was sich hier ändern, wie sich hier vorbeugen lasse, und mancher leise

Seufzer entstieg ihrer Brust. Ihre Lebensalter waren so verschieden, wie sollte sie es anfangen, ihm einen Umgang zu bieten, der seinen Ansprüchen an gesellige Freuden genügte?

Das Endresultat ihrer Ueberlegung blieb demnach: er mußte heirathen.

Freilich zählte der junge Mann erst vierundzwanzig Jahre; aber, jung gefreit hat Niemand gereut, und er konnte sich dann nicht mehr an das so verführerische Reise- und Hotelleben gewöhnen, wo Champagner und der Spieltisch nur zu häufig zu Hülfe gerufen werden, um die Zeit zu verkürzen und den Abend bis in die Nacht hinein auszuspinnen.

Die Commerzienräthin Goldenheim war seit einem Jahre Wittwe und trug noch das schwarze Kleid der Trauer, das sie sich gelobt erst dann abzulegen, wenn ein Fest der Freude, wie die Hochzeit ihres Sohnes, es ihr zur Pflicht machte. Ihr Gatte hatte ihr nach mancherlei frühern Verlusten doch ein bedeutendes Vermögen hinterlassen, ihre Verhältnisse hatten durch seinen Tod äußerlich keine Veränderungen erlitten, sie bewohnte dasselbe Haus,

das Geschäft ging unter dem Namen des Sohnes seinen Gang fort, der Verlust ihres Gatten griff daher weniger tief in ihr Leben ein, wie es bei den meisten Frauen der Fall ist. Heute zum ersten Male entbehrte sie in dem Verlorenen den Theilnehmer einer Sorge, den Berather, wo sonst Niemand rathen konnte, den Tröster, wo ihr Mutterherz schwer schlug, und eine Thräne wehmüthiger Erinnerung netzte ihr Auge.

Sie hatte jedoch schon einen Entschluß gefaßt. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und richtete an Bankier Meyring in Darmstadt, den langjährigen Geschäftsfreund ihres Gatten, die Bitte, seine Tochter Wilhelmine auf einige Zeit zum Besuche zu ihr zu senden, um das einsame Haus der Wittwe zu erheitern und sie zu veranlassen, Zerstreuungen zu suchen, welche sie in ihrer Trauer geflohen. Von einer sonstigen Absicht sagte sie nichts. Es war in frühern Zeiten oft von einer Verbindung ihrer Kinder im Scherze die Rede gewesen; auch hegte sie die Ueberzeugung, daß er zwischen den Zeilen diese neuerwachten Wünsche ihres Herzens lesen würde. Positive Anerbietungen

konnte und wollte sie ihm nicht machen; denn sie hatte das Mädchen in mehreren Jahren nicht gesehen und nur gehört, daß sie aus der seitdem von ihr besuchten Pension gut ausgebildet zurückgekehrt sei. Dies allein war indessen immer noch nicht maßgebend und verbürgte keineswegs das Wohlgefallen ihres Sohnes an ihrer äußern Erscheinung, es war daher am besten, sie ganz unbefangen einander entgegenzuführen und den Eindruck abzuwarten.

Zufrieden mit dieser Entscheidung, siegelte sie ihren Brief und trat mit erheiterter Miene ihrem soeben bei ihr eintretenden Sohne entgegen.

Die Commerzienräthin war eine welterfahrene Frau, sie wußte, daß Vorwürfe die Jugend mehr entfernen als anziehen, und daß Vertrauen allein Vertrauen erweckt. Sie verschloß daher sorgfältig in der eigenen Brust die Sorgen, denen sie eben noch Raum gegeben, und redete den Sohn heiter, als wäre nichts vorgefallen, an.

Alfred entschuldigte sogleich sein Ausbleiben, bat seine Mutter bei solchen Vorkommnissen nur

nie auf ihn zu warten und erzählte allerlei, was man an der Börse gewitzelt und geklatscht hatte.

Die Mutter lächelte. Was sie hörte, war das nicht, was sie zu hören wünschte. Sie bemerkte wohl, daß Alles, was Alfred sprach, seine geheimen Gedanken verbarg, die auf Anderes gerichtet erschienen.

Inzwischen kamen Briefe, die Alfred in ihrer Gegenwart erröthend öffnete und las — —

Einer darunter war eine Einladung, an einem Comité zur Verpflanzung echter Champagnerreben in die vaterländischen Weinberge, die nicht weit von der Elbe lagen, theilzunehmen. Man wollte dadurch der heimischen Champagnerfabrikation vor der der andern deutschen Provinzen den Vorrang abgewinnen...

Er lachte laut auf...

Die Mutter las das Circular und sagte:

„Du kennst das Deinem Vater auf dem Sterbebett gegebene Versprechen, nie einem Comité beitreten zu wollen! Läßt Du Dich in eins erwählen, so fordern zehn andere Deine Gegenwart, und endlich bleibt Dir keine Zeit mehr für Dein Geschäft

und für Deine Familie... Du weißt, wodurch die Geschäfte des Vaters anfänglich so in Unordnung gingen, durch seine Manie für Comités!"

Der Bediente unterbrach die Rede der Mutter, ehe sie geendet hatte... Alfred wurde geheimnißvoll abgerufen und entfernte sich, als wäre die Mutter gar nicht anwesend...

Sie stutzte, ergriff ihr Taschentuch, sah durch's Fenster und erblickte, wie ihr Sohn, statt in's Comptoir zu gehen, mit einem Fiaker eilends davonflog — —

Nach wenigen Tagen lief eine günstige Antwort aus Darmstadt ein und versprach die Uebersiedelung des jungen Mädchens. Die Commerzienräthin war außerordentlich erfreut über diese Nachricht und sah mit gesteigerter Erwartung der Ankunft entgegen. Der Bankier Meyring wollte seine Tochter selbst begleiten. Das war ihr um so angenehmer, weil ihr Sohn nun vermuthen mußte, daß er, und nicht sie, den Besuch der Tochter vorgeschlagen.

Einstweilen schwieg sie jedoch zu ihrem Sohne noch ganz über deren längeres Verweilen bei ihr

und erwähnte nur, daß Vater und Tochter ihren Besuch angekündigt.

Alfred äußerte die lebhafteste Freude über das Wiedersehen seiner Jugendgespielin, und schlug seiner Mutter vor, ihre Gäste auf dem Bahnhofe abzuholen. Sie freute sich dieser Bereitwilligkeit, sich artig zu bezeigen, und ging auf sein Anerbieten ein. Man fuhr in den Bahnhof. Der Zug hielt eben an...

Während die Commerzienräthin dem Bankier Meyring herzlich die Hand bot, standen die jungen Leute sich verlegen gegenüber und konnten das erste Wort zur Anrede nicht finden.

Der den Mädchen angeborene Takt half ihr endlich glücklich über diese Klippe.

„Sie sind recht groß geworden, Herr Goldenheim", sagte sie, ihn mit den Augen messend. „Sie werden jetzt in keinen Birnbaum mehr für mich klettern können."

„Aber über die Gräben springe ich dennoch mit Ihnen!" versetzte er lachend. Damit war der Anfang zu einer Unterhaltung gemacht, welche in

demselben scherzhaften Tone von beiden Seiten fortgeführt wurde.

Auf den Bankier Meyring machte der junge Mann den vortheilhaftesten Eindruck. Seine heitere Laune, sein gutmüthiges Wesen, sein blühendes Aussehen ließen ihm, was das Aeußere und den Charakter betraf, nichts zu wünschen übrig und gern setzte er seine Tochter der Gefahr aus, eine Neigung für Alfred zu fassen.

Die Commerzienräthin ihrerseits war nicht weniger eingenommen für das liebenswürdige, höchst anmuthige junge Mädchen, das unter ihrer Obhut zurückblieb und sie durch ihre Heiterkeit zerstreute. Was die jungen Leute von einander dachten, das verriethen sie nicht, und Niemand fragte sie darum; jedenfalls aber konnte man annehmen, daß aus ihren Mienen kein Mißfallen sprach.

Alfred fand sich jetzt etwas regelmäßiger bei den Mahlzeiten ein und brachte seine Abende manchmal in den Zimmern seiner Mutter zu. Aber im Verlauf einer Woche zeigten sich doch wieder Spuren des früheren Zerstreutseins an dem jungen Manne. Man mußte oft dieselbe Frage wiederholen, bevor

er sie beantwortete; er saß gedankenvoll da, stützte sein Haupt, wie wenn schwere Sorgen ihn drückten, und Seufzer entstiegen seiner Brust. Theilnehmend fragte das junge Mädchen ihn eines Abends, was ihn so tief bekümmere und wo er denn ewig mit seinen Gedanken weile?

„Wo sollte ich weilen!“ sprach er fast verletzt, aber tief erröthend, und begann von den geschäftlichen Conjuncturen.

Darüber verlor sich das Gespräch in Allgemeinheiten, an denen Wilhelmine mit Geist theilnahm. Eben äußerte sie eine treffende Bemerkung, als er die Uhr zog und ausrief: „Himmel! Sieben Uhr! Ich muß fort!“

Damit war er verschwunden.

Die Commerzienräthin sah ihm kopfschüttelnd nach und bemerkte Wilhelminens Schmerz. . .

„Männer sind wunderliche Geschöpfe“, sagte sie. „Thue ein anderes Mal, als bemerktest Du gar nicht seine Zerstreuung; am besten, man achtet nicht darauf. Er war sonst nicht so, und wird auch nicht immer so bleiben. Es ist eine Laune des Augenblicks, die ihn zu beherrschen scheint.“

Am folgenden Morgen sandte die Mutter in aller Frühe zu dem ersten Buchhalter, fragte nach dem Stand der Geschäfte und empfing von diesem die beruhigendsten Nachrichten. Alles ging seinen gewohnten Gang. Die Summen, welche der junge Herr aus der Kasse bezogen hatte, waren mäßig. Keine Spielschulden. Keine Ausgaben, deren Zweck verborgen bleiben mußte.

„Unbegreiflich!" dachte sie und entließ den Mann, der sie über Alles beruhigt hatte.

Warum war ihr Sohn nicht heiter und sorgenlos wie früher? Es mußte da etwas dahinter stecken, das sie nicht zu enträthseln vermochte. Sollte ihr Plan mit Wilhelmine scheitern?

Der Sonntagsmorgen war gekommen. Hell schien die Sonne vom wolkenlosen Himmel und begrüßte das erste sprossende Grün eines warmen Maitags. Durch das geöffnete Fenster eines elegant eingerichteten Gartenzimmers drang eine balsamische Luft, deren Frische sich mit den das Zimmer schmückenden blühenden Hyacinthen vermischte. Aus der Ferne tönte das Läuten der Kirchenglocken herüber.

Alfred saß an seinem Schreibtisch und beantwortete eifrig eine Anzahl geöffneter Briefe, welche er diesen Morgen schon empfangen hatte. Ein Diener ordnete unfern von der geöffneten Gartenthür ein elegantes Frühstück, während er zugleich das Feuer im Kamin schürte, die noch kühle, feuchte Morgenluft dadurch zu mildern.

„Darf ich die Damen rufen?" fragte er jetzt.

Des jungen Mannes Stirn umwölkte sich. Er betrachtete die noch unbeantworteten Briefe, sah dann auf das bereits aufgetragene Frühstück, warf endlich mit einem raschen Entschlusse die Feder weg und rief: „Das versteht sich!" und schlüpfte in das Nebenzimmer, um seinen Schlafrock eilig gegen ein passendes Kleid zu vertauschen.

Als er zurückkehrte, trat seine Mutter mit ihrer jungen Begleiterin bereits durch die entgegengesetzte Thür ein.

„Wir sind sehr dankbar für Deine Einladung, mein Sohn!" sagte die Commerzienräthin heiter.

„Wie wunderhübsch ist es hier!" rief Wilhelmine entzückt. „Sie wohnen wirklich hier reizend,

umgeben von Frühlingsgrün und Blumenduft! Gewiß hört man bei Ihnen die Nachtigallen schlagen!"

Sie trat in den Garten hinaus. Er folgte ihr und seine Mienen drückten lebhaft die Freude über ihre Freude aus.

„Wie lustig wir hier oft gespielt haben!" sagte sie, um sich schauend. „Jene Räume, die Ihr Vater damals inne hatte, durfte ich freilich nie betreten; aber dafür war ich hier ganz zu Hause. Jeder Baum und jeder Strauch ist mir bekannt. Ach! die Freuden der Kindheit kehren nicht wieder!"

„Dafür blühen uns andere", erwiderte Alfred, seine Gefährtin mit leuchtenden Blicken betrachtend. „Jedes Alter hat sein Glück!"

Die Commerzienräthin horchte auf. „Jetzt wird es doch kommen!" dachte sie, und betrachtete mit stolzer Freude das schöne Paar.

Da aber sprang Alfred plötzlich mit drei Schritten zurück in das Zimmer.

„Himmel! Es schlägt schon neun Uhr!" rief er aufgeregt. „Wie mir die Zeit beim Schreiben entflogen ist! Ich muß um eilf Uhr auf der Eisenbahn sein. Wir wollen also ohne Säumen frühstücken."

Zugleich bot er den Damen Plätze an.

„Was, Eisenbahn? Wie kommt denn das so plötzlich?" erwiderte die Commerzienräthin fast mit Entrüsten. „Ich hatte gehofft, daß Du Minna und mich heute auf einem Ausfluge in die Umgegend begleiten würdest."

„Nichts würde mir angenehmer gewesen sein", sagte Alfred, mit einem zärtlichen Blick auf Wilhelmine, „aber ich muß nothgedrungen nach Köln eilen."

„Nach Köln?"

„Leider gehe ich in Geschäften und nicht allein", erwiderte der junge Mann erröthend; „sonst würde ich Mutter und Freundin zur Begleitung einladen" —

Die Commerzienräthin schwieg und sah in ihre Tasse. Sie glaubte nicht an einen geschäftlichen Zweck seiner Reise. . .

Alfred brach jetzt eilig auf. Die Damen verweilten, nachdem er Abschied genommen, noch etwas länger in seinem Zimmer; Wilhelmine betrachtete seine Bücher, seine Gemälde, endlich einen ganzen Haufen Abbildungen von Thieren aller Art, sowie

eine Menge naturgeschichtlicher Werke, deren er in letzterer Zeit viele gekauft hatte. . . Sie bewunderte diesen Bildungstrieb.

Die Mutter hatte sich voll Trauer entfernt. . .

Nach einer Weile kam Alfred zurück. . . Zwar befand er sich in Reisekleidern, sagte aber: „Ich glaube, ich kann meine Reise bis morgen verschieben.“. . .

„O, das ist schön!“ entfuhr es Wilhelminen unwillkürlich. . .

„Freut Sie das?“ sagte er voll Zärtlichkeit und Ueberraschung. . .

Er setzte sich in ihre Nähe und ergriff das Ende der langen blauen Schleife, welche des Mädchens Gürtel befestigte; seine Finger wandten das Band um und um, während seine abwesenden Gedanken sich auf dies glückliche Beisammensein zu concentriren suchten. Sie sah ihn schüchtern an, blickte dann wieder vor sich nieder und ihre Brust hob sich höher und höher. Endlich nahm er eine Rose aus seinem Knopfloch und reichte sie ihr. Sie steckte sie an ihre Brust. Man wurde immer vertraulicher. . . Er schmeichelte. . .

„Ja, Sie waren ein sehr artiger Knabe", erwiderte sie, „Sie hatten Aufmerksamkeiten für mich armes kleines Ding, das weder in die Bäume klettern, noch über Gräben springen konnte."

„Damals!" wiederholte er. „Freilich bin ich jetzt kein Knabe mehr; doch hoffe ich mich darum nicht verschlechtert zu haben."

„Ein Mann gehört dem Leben an, hat Interessen, hat seine Geschäfte, hat Freunde, die ihn in Anspruch nehmen —"

„Sie spotten meiner!" versetzte der junge Mann. „Sie können im Ernste nicht sagen wollen —"

„Lassen Sie uns wieder Kinder sein, Minna, wie einst! Nennen Sie mich Alfred, wie damals; Ihren Alfred, wie Sie mich zu rufen pflegten."

„Das sind vergangene Zeiten!" sagte sie erglühend.

„Rufen wir sie lieber zurück; machen wir wahr, was wir damals versprachen", rief der junge Mann warm und griff nach ihrer linken Hand, die mit ihrer Uhrkette spielte, während die andere das braune Lockenköpfchen stützte, das so schwerer Gedanken voll war.

Eben wollte er die Hand an seine Lippen führen, da unterbrach ein eiliger Schritt das junge Paar. Die Thür wurde rasch geöffnet, und während Wilhelmine sich sammelte und ein wenig ferner rückte, überreichte ein Bote eine telegraphische Depesche an ihn.

Durch das Klingeln am Thor herbeigelockt, trat auch die Commerzienräthin wieder ein und fand ihren Sohn in großer Aufregung; aber leider nicht der Ursache halber, welche ihr die erwünschte gewesen wäre.

Er hieß den Diener ihm einen Wagen besorgen, die erhaltene Nachricht gehe ihn nicht allein an. Leider müsse er nun doch heute schon reisen — um Mitternacht —

Damit stürmte er fort. . .

Die Commerzienräthin blickte ihm enttäuscht nach. Wilhelmine trat an's Fenster, kühlte ihre glühenden Wangen an den kalten Scheiben und drückte verstohlen wehmüthig die Rose an ihre Lippen. Ihre Aufregung blieb dem erfahrenen Auge der Commerzienräthin nicht verborgen, wenn sie gleich scheinbar nichts bemerkt haben wollte.

Alfred fuhr indessen in der Stadt umher und es war Nacht geworden, bevor er nach Hause zurückkehrte. Die Damen hatten sich schon zur Ruhe begeben. Mit einem Blick auf ihre Fenster, wo noch ein Lichtstrahl schimmerte, wünschte er ihnen einen sanften Schlummer, und zwar einen sanftern, wie er ihm werden sollte; denn er mußte um ein Uhr Nachts mit dem Eilzuge fort. Nothwendige Vorbereitungen hielten ihn noch wach. Schließlich schrieb er noch einige Briefe, unter diesen ein Billet an einen Freund, den er heute Abend verfehlt hatte, und ein anderes an Wilhelmine, die er bat, seine schnelle Abreise zu entschuldigen.

Das erstere Billet lautete:

„Lieber Möser!

„Ich fand Sie nicht zu Hause, theile Ihnen daher nur in aller Eile mit, daß eine telegraphische Depesche mir soeben die Nachricht gebracht hat, daß das allerliebste Ding, wovon ich mit Ihnen gesprochen, von London mit dem Schiffe Wellington nach Antwerpen abgegangen. Damit es nun dort nicht dem Räuber in die Hände falle, eile ich mit dem Nachtzuge dahin, um es

bei seiner Ankunft in Empfang zu nehmen und, wenn es sein muß, mit Gewalt und unter meinem Herzen zu entführen. Verlassen Sie sich darauf, ich bringe sie todt oder lebendig! Besitzen darf sie nur Ihr

Alfred G."

Diesen Brief adressirte er aber unglücklicherweise in seiner Hast an Fräulein Meyring, während er den anderen Brief, der sein Bedauern über eine Unterbrechung aussprach, die den schönsten Moment seines Lebens hinausschob, an seinen Freund adressirte. Er versiegelte darauf beide Schreiben, übergab sie zur genauesten Bestellung an den Diener und reiste ab.

Der Morgen zog golden herauf, als das von glücklichen Träumen erwachende junge Mädchen, von den süßesten Hoffnungen bewegt, ihrem Lager entschlüpfte.

Sie schellte und mit ihrem Frühstück erschien zugleich das verhängnißvolle Billet, das sie in zitternder Hast erbrach.

Sie erstarrte — — — Bleich wie ein Schatten, die Augen von vergossenen Thränen geröthet,

trat sie eine Stunde später in das Gemach der Commerzienräthin.

Leise legte sie das Blatt vor sie hin —

Verwundert betrachtete die Frau das junge Mädchen und suchte in dem Briefe, dessen Adresse ihres Sohnes Handschrift verrieth, den Schlüssel zu diesem Benehmen.

Sie las —

Auf einen solchen Inhalt war sie in dunkler Ahnung gefaßt gewesen. Dennoch ließ sie wie erstarrt die Hände mit dem Blatt in den Schooß sinken, als sie zu Ende gelesen — — —

Wilhelmine beugte sich über sie und Beider Thränen vermischten sich eine kurze Weile —

„Ich wünsche abzureisen, bevor er zurückkehrt", hauchte das junge Mädchen mit vor Wehmuth zitternder Stimme. „Ich kann ihn nicht wiedersehen!"

Die Commerzienräthin begriff diese Unmöglichkeit vollkommen — —

„Aber was wird Dein Vater sagen, Minna? Was wird er von meinem Sohne denken? Der Unglückliche! Eine Entführung — —!"

„Er darf es nie erfahren!“ versetzte sie. „Ich werde ihm sagen, die Sehnsucht nach dem Vaterhause bestimmte meine Rückkehr, und gewiß ist das auch eine Wahrheit, denn mir brennt seit einer Stunde der Boden unter den Füßen!“

„Du bist ein Engel, Minna, und eines bessern Looses werth, als mein entsetzliches Kind es Dir bieten kann!“

„O!“ rief das Mädchen und legte der Mutter den kleinen rosigen Finger auf die Lippen —

„Nein, nein, es muß heraus!“ rief diese unmuthig. „Du bist ein Engel und er ist Deiner nicht werth! Aber er wird es bereuen, bereuen, wenn es zu spät ist! Denn ein Mädchen, wie Du bist, findet er nicht wieder!“

„Sie haben eine zu gute Meinung von mir, liebe Frau Commerzienräthin! Gestern noch glaubte ich kaum gut genug für ihn zu sein; so schön, so liebenswürdig erschien er mir, als er mir die Rose reichte, und — nun —!“ Sie stockte.

„Eine Rose —?“ fragte die Commerzienräthin, neugierig auf das, was diesem Selam gefolgt sein möchte.

Wilhelmine erröthete —

„Um so schmerzlicher!“ sagte die Commerzienräthin. „Danken wir Gott, daß wir durch seine Zerstreuung auch hinter seine Unwahrheit gekommen sind und ich Dich nun selbst gegen einen solchen treulosen, doppelzüngigen Freier schützen muß! Ich, seine Mutter, bin jedenfalls weit mehr zu beklagen, wie Du, mein Herzenskind. Mancher würdigere Mann wird Dir gern seine Hand bieten, ich aber behalte diesen einen Sohn — bis heute war er mein Stolz — —“

Die Commerzienräthin hatte alle Fassung verloren. Zu unerwartet kam ihr dieser Schlag. Wilhelmine zerstreute sich mit dem Einpacken ihrer Sachen und den Vorbereitungen zu ihrer Abreise; jene aber konnte nur dem einen Gedanken Raum geben, daß ihr Sohn dies junge Mädchen hatte an sein Schicksal ketten wollen, während doch eine Andere, eine Unwürdige, ihn fesselte. Jedenfalls wünschte sie nun doch zu erfahren, wer dieses „reizende Ding“ sei, das er zu entführen im Begriff stand, und wohin er mit ihr zu reisen gedächte.

Sie telegraphirte daher an einen Geschäftsfreund des Hauses nach Antwerpen die Bitte, daß er ihrem Sohne dort nach dem Bahnhofe folgen und genau bemerken möge, mit wem er abreise und wohin!

Auf diese Weise sicherte sie sich jedenfalls gegen jedes Leugnen von seiner Seite und durfte hoffen, endlich die ganze Wahrheit zu erfahren.

Langsam schlichen Beiden die Stunden hin. Stumm saßen sie einander gegenüber, als der Abend kam. Sie hatten sich nichts mehr mitzuheilen, seit ihre Gedanken sich mit einem für sie gegenseitig so peinlichen Gegenstande beschäfigten — —

„Morgen Abend sitze ich hier nun wieder allein", sagte die Commerzienräthin, „sehe Dein liebes, rosiges, freundliches Gesichtchen nicht mehr, Du mein Herzenstöchterchen!"

Und Wilhelmine dachte, daß auch sie morgen fern von hier sein, nicht mehr horchen würde auf seinen Schritt, nicht mehr freudig erzittern bei seinem Nahen, nie und nimmer ihn mehr erwarten

dürfe — — nach solchem an ihr verübten Verrath, nach solchem Beweis der Treulosigkeit —

Mitten in der Nacht wurde die Commerzienräthin durch eine telegraphische Depesche geweckt. Sie kam aus Antwerpen und lautete, daß ihr Sohn in Begleitung von noch Jemand mit dem Nachtzuge nach seiner Heimath abgereist sei, in einem Coupé erster Klasse, das Niemand hätte theilen dürfen, und dessen Vorhänge er sorgfältig herabgelassen. Was er trug, wäre ungewöhnlich klein gewesen; er hätte etwas wie ein Kind unter seinem Mantel gehalten und Aller Augen sorgfältig entzogen —

„Ein Kind schon? Um Gotteswillen!" rief die Mutter. „Das wird immer besser! Eine Zwergin wird er nicht entführt haben — Ein Kind! Die Mutter wird unterwegs krank geworden sein — Er hat dem Räuber nur das Kind abgejagt —!"

Ihr Zorn gegen ihren Sohn hatte sich sichtlich vermehrt durch die Depesche.

Gleich mit dem ersten Morgenzuge sollte Wilhelmine abreisen. Die Commerzienräthin selbst begleitete sie auf den Bahnhof und war froh, sie entfernt zu wissen, bevor ihr Sohn eintraf. Sie

hatte sie zu lieb, um zu wünschen, daß sie ihr Herz an einen Mann hingäbe, welcher ihre Neigung so wenig zu würdigen im Stande sei. Den Inhalt der Depesche verschwieg sie.

In großer Aufregung sah sie der Rückkehr ihres Sohnes und ihrem ersten Begegnen mit ihm entgegen. Auf dem Bahnhofe wollte sie ihn nicht erwarten, um ja der Sache keine Oeffentlichkeit zu geben.

Als der Tag seiner Ankunft herankam, fuhr sie noch eine Stunde spazieren, um sich in der freien Natur zu beruhigen und zu fassen, bevor sie ihn wieder im Hause wußte.

Alfred Goldenheim war bereits eingetroffen, als sie ihre Wohnung wieder erreichte. Zu seiner unglaublichen Ueberraschung hatte er von dem Diener vernommen, Fräulein Meyring wäre von drei Tagen abgereist.

„Was war denn geschehen?" fragte er bestürzt. „Ist ihr Vater vielleicht erkrankt?"

Er erhielt darauf keine Antwort. Niemand konnte ihm mittheilen, was vorgefallen, um diese plötzliche Abreise zu veranlassen.

Mit steigender Ungeduld erwartete er die Rückkehr seiner Mutter.

Die Commerzienräthin hatte kaum ihr Zimmer betreten und ihrer Dienerin Hut und Shawl übergeben, als ihr Sohn mit hastigen Schritten die Treppe hinaufeilte und rasch bei ihr eintrat.

„Sage mir, was hat sich ereignet? Warum ist Minna fort?“ fragte er fast athemlos — —

Sie wartete, bis die Thür sich hinter ihrer Zofe geschlossen; dann sagte sie kalt: „Um Dich nie wiederzusehen!“ Dabei ließ sie sich erschöpft in einen Armstuhl nieder.

„Wie? Mich nicht wiedersehen? Und die Gründe?“ rief er bestürzt.

„Die wird Dein eigenes Gewissen Dir besser sagen, als ich es kann!“

„Wahrlich nein! Was ist denn? Ich bin mir ja nicht der geringsten Schuld bewußt, Mutter!“

„Ihr Männer wißt Euch immer zu entschuldigen, wenn es uns Frauen betrifft“, versetzte die Commerzienräthin bitter. „Doch einem unschuldigen Mädchen das Geständniß seiner Liebe ab=

locken wollen, während man irgend eine Landläuferin zu entführen abreist, das geht zu weit'"

„Was? Ich verstehe Dich nicht, Mutter!" sagte der Sohn wirklich betroffen.

„Du willst mich nicht verstehen!"

„Wovon ist denn die Rede? Womit habe ich denn Minna getäuscht?"

„Das fragst Du noch?" sagte die Mutter strenge und zog den Brief aus ihrer Tasche, welcher von seiner eigenen Hand das Bekenntniß seiner Schuld enthielt.

„Himmel!" rief Alfred. „Welche Zerstreuung! So habe ich den Brief an Minna an Möser adressirt, der nicht wissen wird, in welchem „schönsten Momente meines —" Ha, ha, ha! Die Sache ist zum Todtlachen!"

„Für Dich, wie es scheint! Hättest Du Minna's thränenschwere Augen gesehen, mit denen sie mir das unglückliche Blatt überreichte, Du könntest unmöglich so gefühllos sein, der Sache noch rohen Scherz abgewinnen zu wollen! Das arme Mädchen hat eine herbe Erfahrung gemacht, und ich bedaure nur, daß sie sie an meinem Sohne hat

machen müssen! Ich bin gewiß keine strenge Mutter, ich kann meinem Kinde Manches verzeihen, dem Leichtsinn der Jugend Manches zu gute halten, aber die Ehrenhaftigkeit muß auch dem jüngsten Manne innewohnen, offen und wahr zu bleiben. Du warst seither mein Glück und mein Stolz. An Deinem Hochzeitstage gedachte ich das Gewand der Trauer abzulegen, die heitere Zukunft heiter mit Dir zu durchleben und durch den Anblick Deines Glücks auch das meinige neu erblühen zu sehen. Der schöne Traum ist hin! Dies schwarze Gewand trage ich von heute an nicht mehr um den Vater, sondern um den Sohn. Auch Dich hab' ich verloren, denn ich habe Dich zu achten aufgehört!"

Der Ernst seiner Mutter hatte jetzt auch Alfred ernst gestimmt. Er blickte sie betroffen, doch immer noch verwundert an — — —

„So hoch schlägst Du diese Reise nach Antwerpen an?" fragte er kopfschüttelnd. „So sehr mißdeutest Du — Wohl, ich gestehe, ich habe eine Schuld, die mein Gewissen drückt! Ich habe das Versprechen, das ich dem Vater gab, nicht gehalten! Ich habe mich in ein Comité erwählen lassen. Du

kennst meine Leidenschaft für die Natur. Die Zumuthung, in die Direction des Zoologischen Gartens zu treten, lehnte ich ab, aber ich war als ungenannter Beisitzer das thätigste Mitglied der Actionäre. Der Zoologische Garten, die Freude und der Stolz der Stadt, ist mein Werk. Keine Mühe scheute ich, ihn zu bereichern. Reisen machte ich, ohne allerdings dabei immer an mein Geschäft zu denken, rein aus Begeisterung für die wilden Thiere. Ich will mich darin mäßigen. Diese Eroberung sei mein letztes Abenteuer!"

Die Mutter traute ihren Ohren nicht —

„Zoologischer Garten —?" stammelte sie... „Welche Eroberung —"

„Ein junges Weibchen — ein allerliebstes Ding, das uns durchaus der Agent des Zoologischen Gartens in Edinburgh entführen wollte. In Antwerpen ertappte ich den Besitzer, den Thierbändiger Martin, und bot einen Preis, der uns die Ehre einbringt, das einzige Exemplar eines weiblichen Chimpansen zu besitzen —"

Die Mutter war aufgestanden und mußte sich am Stuhle halten — —

„Chim — pan — se —?“ stotterte sie...

„Ja! Du kennst aus meinem zoologischen Atlas die garstige, aber höchst selten in Europa ausdauernde Affengattung —“

„Affen —!“

Das Lachen Beider wurde bei der Mutter zuletzt von Thränen erstickt — Thränen der Rührung — der Freude über — den wiedergewonnenen Sohn...

Alfred zeigte die quittirte Rechnung für das junge Chimpanseweibchen und sagte: „Ich habe sie behandelt auf der Reise wie ein Kind! Gebe der Himmel, daß sie uns nicht stirbt!“

Die Commerzienräthin hielt zitternd in ihrer Hand die Quittung für die Summe, welche ihr Sohn für die junge Aeffin entrichtet — —

„Um dieses Geschöpfes willen hast Du nun Minna in Thränen davonziehen lassen? Warum in aller Welt nanntest Du denn auch nicht einen Affen einen Affen und täuschtest uns so grausam?“

„Und warum, möchte ich fragen, ließet ihr euch so grausam täuschen? Aber habe ich diese Entführung nicht glücklich bewerkstelligt, so soll mir eine

zweite besser gelingen. Ich reise sofort Minna nach und führe sie Dir mit eben dem Triumphe zurück wie heute meine arme Chimpansin, die wahrscheinlich einige Tage nicht überlebt -- falls nicht vier Professoren der Zoologie, die wir auf unsere Kosten an den Universitäten befragten, die rechte Behandlung rathen — — Adieu! Adieu! Auf baldiges Wiedersehen!"

„Mein Sohn! Mein Sohn! Verzeihe mir meine harten Beschuldigungen! Sieh', das kommt davon, wenn man das Unschuldigste in den Schleier des Geheimnißvollen hüllen will!" rief die Commerzienräthin, ihn zurückhaltend und an ihre Brust ziehend.

„Nein," sagte der Sohn der zärtlichen Mutter, die ihn nicht einmal an das dem Vater gegebene Versprechen erinnerte, „das kommt davon, wenn man an der Comitéwuth krank ist! Der Vater hat recht gehabt! Diese zoologische Manie frißt nicht nur in den eisernen Käfigen das Fleisch den Armen vor der Nase weg, sondern uns selbst auf!"

Noch bevor des Herbstes Blätter fielen, zog Frau Commerzienräthin Goldenheim ihre Trauer-

kleider aus, um Wilhelmine zum Altar zu geleiten und von dort als junge Frau in ihr Haus. Die Geschichte von der Entführung des Affenweibchens wurde aber noch häufig in vertrauten Freundeskreisen unter Lachen wiederholt.

In ihren zoologischen Studien hat die Firma „Goldenheim u. Sohn" etwas nachgelassen.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.